

Der Deutsche im Osten

Jahrgang 4 Mitte September 1941 Heft 9

Postversandort Danzig

INHALT

Seite

Das Titelbild zeigt einen Ausschnitt aus den preußischen Landtafeln von Henneberger: Die Danziger Bucht. (Aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek.)

Die Bildvorlagen sind von:

Foto Sönnke, Danzig, Seite 553, 581, 582, 583, 584, Kunstdrucktafel I, II; Vitalis Pantenburg, Rodenkirchen, Seite 564. 565, 567, 569, 571; Bildstelle des Gebietes Danzig-Westpreußen der HJ., Danzig, Seite 597, 598, 599.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Karl v. Bremen, gefallen Juli 1941; Dr. Hermann Haßbargen, Danzig; B. H. Hirche, Krakau; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Willibald Omansen, Zoppot; Vitalis Pantenburg, Rodenkirchen; Wolfgang Pohl, Kattowitz; Dr. Friedrich Roß, Königsberg; Dr. Eberhard Sarter, Königsberg; Rudolf Schimmig, Posen; Prof. Dr. Ernst Schultze, Leipzig.

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. W. Kafemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meister, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4 Mitte September 1941 Heft 9

Das Ostsee-Institut in Danzig

Wer inmitten der übergroßen Fülle der heranstürmenden Ereignisse der Gegenwart den Versuch unternimmt, die Tragweite des Geschehens in seiner Rückwirkung auf die zukünftige Gestaltung des Großdeutschen Reiches und seiner Landschaften und Städte zu begreifen, wird es fast immer erfahren, daß sich für die Zukunft politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungen anbahnen, an die selbst der kühn Planende nicht zu hoffen wagte. Zum Teil sind diese Entwicklungen schon in ihren Anfängen im Gange. Während sich die Anfänge einer politischen Solidarität Europas in seinem Aufbruch gegen den Bolschewismus zu bilden beginnen, schreitet auch das Zusammenwachsen des Kontinents zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper voran. Diese allmähliche Ausbildung einer großen gelenkten Wirtschaftseinheit in Europa beginnt sich in räumlich so gewaltigen Ausmaßen zu vollziehen, daß sich keine Beispiele finden lassen. Im Prinzip mag sich die zukünftige Auswirkung dieser Entwicklung auf Europa einmal so darstellen wie die Bildung des Deutschen Zollvereins auf den Wirtschaftsraum in Mitteleuropa.

Im einzelnen diesen politischen und wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten nachzugehen, verbietet dem nüchternen Betrachter die Überlegung, daß nach dem Abschluß des großdeutschen Freiheitskampfes die entscheidenden Schritte ohnehin vor aller Augen offenbar werden. Inzwischen zeichnet sich aber in Zentraleuropa durch die in den letzten Jahren vollzogenen politischen und wirtschaftlichen Umgestaltungen und Gestaltungsansätze das Bild eines Großraumes ab, der vor allen Dingen in Osteuropa nicht mehr durch die von Versailles ausgehende Balkanisierung in kleine und kleinste Staaten zersplittert wird, die gegeneinander abgeschlossene Zollsysteme errichten. Mit der Heimkehr der Ostmark, dem Verschwinden der Tschechoslowakei, der Entstehung Kroatiens, dem Wiederaufblühen eines Großungarns, der Zusammenarbeit Rumäniens mit der Achse, der Zerschlagung des polnischen Staates und der Umlenkung des politischen Weges der ehemaligen Randstaaten beginnt sich hier das Bild völlig neu gearteter Staatsräume zu entwickeln. Diese sind aufeinander natürlicher abgestimmt als zuvor und haben damit die Voraussetzung zur Schaffung großer umfassender Wirtschaftsbeziehungen, die mit dem Prinzip der einstigen Verschachtelung gebrochen haben. Andererseits wird in stärkerem Maße als in der Zeit vor dem Beginn dieses Krieges durch die Ausschaltung Englands aus der europäischen Gemeinschaft der skandinavische Raum sich mehr darauf besinnen, daß die Ostsee, wenn auch nicht mehr das Zentralmeer Europas wie im Mittelalter, so doch für den natürlichen Austausch von Nord nach Süd ein zuverlässiges und wichtiges Bindeglied ist. Man wird erkennen, daß es natürlicher und letzten Endes auch billiger ist, sich gewisse Warengruppen über die Ostsee heranzuholen, als über die Tourenlinien des Atlantik. Eine gelenkte Wirtschaft wird die großen Schätze des osteuropäischen Raumes, denen die Erzeugnisse Skandinaviens in natürlicher Ergänzung gegenüber stehen, zu einem Austausch bringen, der sich als Umschlagsstellen im wesentlichen der Ostseehäfen bedienen dürfte.

Inmitten dieser großen räumlichen Spannungsfelder liegt als ein kleines aber gewichtiges Glied die Landschaftseinheit des Reichsgaues Danzig-Westpreußen mit einem in der Hafengesellschaft Danzig-Gotenhafen zusammengefaßten Umschlagspunkt von erheblicher Kapazität. Dieser Doppelhafen beherrscht den Ausgang des Stromsystems der Weichsel, das sich in die weiten Räume der deutschen Ostgaue und des Generalgouvernements verzweigt, und das durch

seine auszubauenden Verbindungen einen unmittelbaren Anschluß an das Binnenwasserstraßensystem erhält, welches über den Pripet und den Dnjepr diesen Punkt der Ostseeküste in kürzester und straffster Diagonale mit dem Schwarzen Meere verbindet.

Nicht nur in der Zeit vor dem Weltkriege, sondern schon in den früheren Jahrhunderten, als es um die Verkehrstechnik auf der hohen See und dem flachen Lande noch erheblich schwieriger bestellt war als heute, ist die Hansestadt Danzig mit diesen Wirtschaftsräumen in einen für jene Zeiten sehr umfangreichen Verkehr getreten und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Zukunft diese Stadt wiederum vor ähnliche große und verantwortungsvolle Aufgaben stellen. Bei allem Traditionsreichtum und aller in einem so alten Hafenplatz wie Danzig angesammelten Erfahrung schaffen die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen der Gegenwart große Flächen wirtschaftswissenschaftlichen Neulandes, dessen vordringliche Bearbeitung durch die Forschung ein wichtiges Erfordernis ist. Denn längst hat in unserem Zeitalter die forschende Wissenschaft den zeit- und weltfernen Charakter verloren. Die Forschungsinstitute der Neuzeit sind Einrichtungen, die das Leben angehen, die unmittelbar für die Praxis arbeiten und vor allem ihre gesamten Forschungsziele in einheitlicher Lenkung, ohne in einen engen Regionalismus zu verfallen, auf ein großes Ziel hin ausrichten.

Wenn daher vor einiger Zeit in Danzig ein „Ostseeinstitut für Wirtschaftsforschung" ins Leben gerufen wurde, so ist diese von allen verantwortlichen Stellen des Reichsgaues Danzig-Westpreußen und der Hansestadt Danzig geschaffene Forschungsstätte, die unter der Schirmherrschaft des Reichsstatthalters und Gauleiters Albert Forster steht, ein notwendiges Erfordernis der Praxis. Ihre über den engeren Ostraum hinausgehende Bedeutung wird dadurch unterstrichen und gewährleistet, daß der Präsident des deutschen Institutes für Wirtschaftsforschung, Professor Wagemann, auch das Amt eines Präsidenten des Ostseeinstitutes übernahm, mit den reichen Erfahrungen seiner bekannten Forschungsstätte der neuen Danziger Forschungsstätte zur Seite steht und so auch einen engen Kontakt leitender Reichsstellen mit dem Ostseeinstitut geschaffen hat.

Zum Arbeitsplan des Ostseeinstitutes wird es also gehören: die sich aus der großen Umgestaltung der europäischen Verhältnisse ergebenden Strukturwandlungen der Ostseewirtschaft zu untersuchen, den besonderen Einsatz der südlichen Ostseeküste in diesem Rahmen zu verlebendigen helfen und durch Einzeluntersuchungen die Absatz- und Importkapazität der über das Binnenwasserstraßennetz der Weichsel, die Schienenwege und das in Angriff zu nehmende Netz der Reichsautobahnen erschließbare weitere Hinterland der Ostseeküste festzustellen. Das besondere Interesse des Reiches am Osten, das u. a. schon im Kriege durch umfangreiche Unterstützungen der Ostgebiete auf dem Gebiete des Steuerwesens und des Einsatzes öffentlicher Aufträge praktisch bekundet worden ist, stellte das Ostseeinstitut weiter vor die Aufgabe, die von ihm näher erfaßbaren Landschaften der deutschen Ostgaue hinsichtlich ihrer Produktionskapazität und Bedeutung für die Planwirtschaft des Deutschen Reiches zu untersuchen.

Standort und Aufgabe stellen damit das Ostseeinstitut in Danzig vor eine arbeitsreiche Zukunft, darum ist es besonders bgrüßenswert, daß schon im Kriege der Wissenschaft an dieser Stelle das Rüstzeug geschaffen wurde, sich auf ihre zukünftige Tätigkeit in aller Ruhe vorzubereiten. Nach der siegreichen Beendigung des großdeutschen Freiheitskampfes wird das Ostseeinstitut in Danzig zweifellos zu einem der wichtigsten Instrumente der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung im deutschen Ostraum werden.

Friedrich Roß

Die Transitbedeutung der ost- und westpreußischen Seeküste

Das Ergebnis des Polenfeldzuges ist der Aufbau einer neuen deutschen Ostgrenze vom Meere bis zu den Karpaten. Mit der siegreichen Beendigung des gegenwärtigen Ostfeldzuges zeichnet sich eine weitere territoriale Umgestaltung Osteuropas größten Ausmaßes ab. Gab der Polenfeldzug dem deutschen Osten ein neues Gesicht, so wird der Sieg über die Bolschewisten das ostdeutsche Hinterland entsprechend den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes formen. Auf den Trümmern des Versailler Systems entsteht ein neues Europa, in dessen Mittelpunkt das Großdeutsche Reich als stärkster Machtfaktor tritt. Im Rahmen der Neuordnung und der politischen und wirtschaftlichen Umgestaltung Europas erhält der deutsche Osten mit Danzig und Königsberg als Trägern staatlicher, kultureller und wirtschaftlicher Entfaltung erhöhte Aufgaben.

20 Jahre hindurch war die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Ostens herabgemindert. Als wirtschaftliche Einheit waren die Ostgebiete — von einer blutenden Grenze zerschnitten — eingeengt und eingezwängt in ein Netz macht- und wirtschaftspolitischer Vereinbarungen. Aus der im Laufe der Jahre eingetretenen Beruhigung der Verhältnisse im europäischen Osten und Nordosten verblieben den engeren deutschen Ostgebieten nur einige wenige Fäden wirtschaftlicher Betätigung und handelspolitischer Ausstrahlung. Danzigs anfängliche Entwicklung stellte sich mehr und mehr als Scheinkonjunktur heraus. Von Anbeginn seiner umstrittenen Eigenstaatlichkeit war es dem polnischen Boykott ausgesetzt gewesen. Der Kampf der alten Hansestadt um ihre wirtschaftliche Selbständigkeit wurde zu einem Kampf um die Erhaltung ihrer nationalen Eigenart.

Die vorzügliche Raumlage des deutschen Ostens blieb trotzdem erhalten. Sie konnte wohl übersehen und zu ignorieren versucht werden, infolge der natürlichen geographischen Gegebenheiten aber nicht aufgehoben werden. Die Herstellung eines von Grenzen unbeeinflußten Wirtschaftsraumes schafft im Rahmen der sich abzeichnenden Neuordnung zunehmende Möglichkeiten wirtschaftspolitischer Ausdehnung. Sie knüpft an die reichen Erfahrungen der vor dem Weltkrieg auf weite Sicht eingeleiteten Verkehrs- und Wirtschaftspolitik an, deren Einhaltung auf wesentlich erweiterten raumpolitischen Grundlagen neue Erfolge verspricht.

Für Ost- und Westpreußen ist die Lage an der Ostsee und der schmalsten Stelle des europäischen Kontinents zwischen Schwarzem und Baltischem Meer von grundlegender Bedeutung. Wenn die geographische Lage am Meere auch nicht allein den verkehrswirtschaftlichen Wert der beiden deutschen Ostseegaue bestimmt, so beruht er doch sehr weitgehend auf der wirtschafts- und handelspolitischen Mittlerstellung ihrer Häfen. Die Ostsee war einst eines der wichtigsten Zentren des Seeverkehrs. Durch die Verlagerung des wirtschaftlichen Schwergewichts nach dem Westen Europas ist sie wohl im Laufe der Jahrhunderte verkehrspolitisch zurückgetreten, spielt aber als Zubringerweg der größten Weltverkehrszentren weiterhin eine erhebliche Rolle. Ihre Bedeutung ist heute um so größer, als sie eines der wenigen Meere ist, das trotz des Krieges in fast uneingeschränktem Maße dem Güteraustausch der Staaten ihres Einflußgebietes dient. Aus dieser augenblicklichen Verkehrsbedeutung der Ostsee, die zu stärkstem Einsatz der Seeschiffahrt aller baltischen Länder führt, entsteht die berechtigte Erwartung, daß sich der Ost-

seeverkehr auch nach dem Kriege weit über dem Friedensstand halten und den Aufgabenbereich der ost- und westpreußischen Häfen beträchtlich erweitern wird. Die durch die zu erwartende neue Lage bedingte Änderung der politischen Lage im Ostseeraum, die das Kräfteverhältnis eindeutig zugunsten des Deutschen Reiches verlagert, verlangt geradezu eine stärkere Einspannung der deutschen Ostseehäfen, vor allem Danzigs und Königsbergs in den kommenden Welthandel. Die zunehmende Bedeutung des Ostens für die kontinentale Großraumwirtschaft, die die getreide- und rohstoffreichen Gebiete des Raumes zwischen Ostsee und Schwarzem Meer nicht entbehren kann, erfordert überdies die Einlegung regelmäßiger Überseedienste mit Danzig und Königsberg als Ausgangshäfen. Die bisherige Konzentration des Seeverkehrs auf die westliche Ostsee wird unter diesen Umständen eine Auflockerung nach Osten erfahren, so daß die ost- und westpreußische Seeküste mehr und mehr zum Schnittpunkt des Ostseeverkehrs wird. Den natürlichen Lagevorteilen der beiden Gaue kommt weiterhin zugute, daß sie an der Südostecke des Baltischen Meeres liegen und in ihren eisfreien Häfen die am weitesten ostwärts vorgeschobenen leistungsfähigen Umschlagsplätze besitzen, die dem Verkehr während des ganzen Jahres offen stehen.

Der maritimen Lagegunst Ost- und Westpreußens entspricht ein gut ausgebautes, den Raum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer erschließendes Verkehrsnetz. Durch ihre weitreichenden Wasserstraßenverbindungen sind die Häfen unserer Küste zu ihrer heutigen Bedeutung gelangt. Große Seehandelsstädte liegen mit wenigen Ausnahmen an Binnenwasserstraßen. Die verkehrsgünstige Lage der Mündungsgebiete von Flüssen bildete die Voraussetzung für die Entstehung von Handelsplätzen, deren Einflußbereich über See fast unbegrenzt war, während die landeinwärts führenden Wasserstraßen sie mit dem Hinterland verbanden. Erst in neuerer Zeit hat die Technik die Anlage von Seestädten unabhängig gemacht von dem Vorhandensein leistungsfähiger Wasserstraßen. Beispiele sind die vom polnischen Staate erbauten Häfen, vornehmlich Gotenhafen, die ohne Rücksicht auf natürliche Hinterlandverbindungen aus nationalpolitischen Zielsetzungen angelegt worden sind. See- und Binnenschiffahrt ergänzen sich somit weitgehend. Die Grenzen beider Verkehrsträger sind in den letzten Jahrzehnten durch den Bau von Fahrzeugen für den kombinierten Binnen-Seeverkehr, wie er in dem Rhein-, Elbe-, Oder-Seeverkehr zum Ausdruck kommt, in vielen Verkehrsrelationen verwischt worden.

Königsberg, das trotz der erschwerten Bedingungen seiner fast völligen Abschnürung vom Hinterland auch in den Nachkriegsjahren laufend ausgebaut wurde, entspricht mit seinen Umschlagsanlagen allen Anforderungen fortgeschrittener Technik. In der Zeit vor dem Weltkrieg war Königsberg größter deutscher Handelsplatz nach dem Osten. Memels Beziehungen zum deutschen Hinterland wurden unter den veränderten politischen Verhältnissen zwar weitgehend zerrissen, doch bahnten sich neue Handelsbeziehungen an. Elbing ist als Seehafen in neuerer Zeit erst seit 1933 stärker in Erscheinung getreten, obwohl es als Hafen- und Handelsstadt eine alte Tradition hat.

Die Häfen der ost- und westpreußischen Küste wiesen bis 1918 gleiche Entwicklungsbedingungen auf. Auf der Basis einer im deutsch-russischen Handelsvertrag von 1894 vorgesehenen tarifarischen Gleichstellung hatten Danzig und Königsberg eine handelspolitische Stellung erheblichen Ausmaßes erlangt. Mit der gewaltsamen Einfügung Danzigs und Memels in andere Staats- und Zollverbände wurde die Entwicklung der beiden Häfen in verschiedenartige Richtungen gedrängt, die wirtschaftlich mit einer Scheinkonjunktur begann, nationalpolitisch aber mit der Vernichtung des Deutschtums enden sollte. Der Sieg der deutschen Waffen hat diese annähernd gleiche raumwirtschaftliche Bedingungen aufweisenden Nachbarhäfen wieder im Großdeutschen Reich vereinigt. In gemeinsamer Arbeit und Ausrichtung gilt es, die Grundlagen einer von echtem hansiatischen Geist getragenen Wirtschaftsbetätigung im Norden und Osten zu finden und im Trümmerfeld Europas Mitt-

ler deutscher Art und Künder deutscher Arbeit zu werden.

Seit Jahrhunderten war Danzig bemüht, Handel und Schiffahrt des deutschen Ostraumes an sich zu ziehen. Schon kurz nach Ablauf des ersten nachchristlichen Jahrtausends tritt die Burg Danzig als Handelsplatz in Pommerellen hervor. Aber erst nach der Verbindung mit dem Deutschen Orden im Jahre 1309 und dem Beitritt zur Hanse 1361 vermochte die Stadt das „mächtige" Elbing einzuholen und zu überflügeln. Ihre Seeschiffe befuhren alle Meere, ihre Binnenschiffe gelangten bis Pulawy und Kasimierz, weit oberhalb von Warschau. Malerische Speicher deutscher Baumeister sind — fern vom Meer — noch heute Zeugen des Einflußbereiches Danziger Kaufleute. In Würdigung ihrer früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Bedeutung als Handelsstadt des deutschen Ostens hat der Reichsstatthalter des Gaues Danzig-Westpreußen durch Erlaß vom 5. Dezember 1940 der Stadt Danzig die Bezeichnung „Hansestadt" verliehen. In dieser Verleihung liegt die besondere Anerkennung der wirtschaftlichen und politischen Machtstellung Danzigs zur Zeit der Hanse, das damals eine der einflußreichsten Städte des Ostseeraumes war. Bestrebungen der Danziger Kaufmannschaft nach dem Weltkriege, dem neugebildeten Gebiet die Bezeichnung „Freie und Hansestadt Danzig" zu geben, waren von den Feindmächten abgelehnt worden. Neben der Würdigung der Vergangenheit unterstreicht die Danzig verliehene Bezeichnung dessen Bedeutung im Rahmen des erweiterten deutschen Ostens.

Mit ihren ausgedehnten Anlagen ist die Hafengemeinschaft Danzig-Gotenhafen in der Lage, selbst den größten Verkehrsansprüchen zu genügen. Lagerhallen dienen der Lagerung der ein- und ausgehenden Güter. Die Bedeutung der Hafengemeinschaft als Holzexportplatz spricht aus dem gewaltigen Umfang der Holzlagerflächen. Der Einsatz neuzeitlicher Verladebrücken und zahlreicher Krananlagen ermöglicht den Umschlag in kürzester Zeit. Werften und Dockanlagen, deren Ruf weltbekannt ist, haben die Bedeutung Danzigs als einer der Haupthäfen der Ostsee gesteigert.

In Königsberg mit seinem Vorhafen Pillau besitzt Ostpreußen Umschlagsplätze von internationaler Bedeutung. Der Hafen Königsberg ist durch den 32 Kilometer langen Seekanal, einen durch das Frische Haff gebaggerten und nachts befeuerten Wasserweg, der selbst den größten Seeschiffen die Möglichkeit des direkten Anlaufens der Stadt Königsberg gibt, erreichbar. Der Kanal schafft in Verbindung mit dem seit der Jahrhundertwende erfolgten ständigen Ausbau der Hafen- und Umschlagseinrichtungen und den in der Nachkriegszeit ständig fortgesetzten großzügigen Erweiterungsmaßnahmen die Voraussetzung, bei der Anknüpfung und Wiederaufnahme alter Handelsbeziehungen voll einsatzfähig zu sein. Die Fahrrinne nach Königsberg wird auch bei stärkstem Frost durch mehrere Eisbrecher für jeden Verkehr freigehalten. Im Zentrum der Stadt liegt der alte Hafen mit Jahrhunderte alten Speichern, die in dieser eindrucksvollen Geschlossenheit nur noch in Danzig zu finden sind. Der neue Hafen besteht aus drei Hafenbecken mit modernsten Lagerungs- und Umschlagseinrichtungen sowie neuzeitlichen Bearbeitungs- und Trocknungsmaschinen.

Der Vorhafen Pillau, der älteste preußische Kriegshafen, liegt am Seetief, dem Ausfluß des Frischen Haffes in die Ostsee, an dessen dem Binnenland zugewandten Teil sich die Hafenanlagen anschließen. Pillau hat als Anlaufhafen des Seedienstes Ostpreußen für den Reiseverkehr von und nach Ostpreußen große Bedeutung.

Memel hat seit jeher als nordöstlichste Hafen- und Handelsstadt eine starke Stellung eingenommen. Seine Entwicklungsmöglichkeiten haben sich im Zuge der Neuordnung Osteuropas gesteigert. Memels Bedeutung beruhte vor dem Weltkriege fast ausschließlich auf der Holzflößung über die Memel. Der Hinterlandverkehr über den Schienenweg spielte keine Rolle. Durch die Sperrung der Memel infolge des Wilna-Konfliktes hörte die ehemals so bedeutsame Holzflößung auf. Der Ausbau der litauischen Binnenflotte führte seit 1931 zu einem starken Ansteigen des litauischen Schiffsverkehrs.

Gehört Elbing, das nach fast zwanzigjähriger Zugehörigkeit zu Ostpreußen nunmehr wieder dem Reichsgau Danzig-Westpreußen eingegliedert worden ist, auch zu den kleineren deutschen Seehäfen, so ist seine wirtschaftliche Bedeutung nicht zu unterschätzen. Elbing war die erste Hafenstadt des Deutschen Ordens; es spielte als Einwandererhafen und Waffenplatz eine bedeutende Rolle. Echter Hanseatengeist ließ die Elbinger Flagge schon im 14. Jahrhundert bis nach der Nordsee und nach Spanien vordringen. Als Hansestadt war Elbing führend, so daß ihm schon im 14. Jahrhundert die von den drei Nachbarstädten Danzig, Königsberg und Elbing zur Bekämpfung der sogenannten Vitalienbrüder ausgesandte Flotte unterstellt wurde.

Elbing ist seit 1934 in die Reihe der verkehrswichtigeren deutschen Seehäfen aufgenommen worden. Unter 21 wichtigeren deutschen Seehäfen stand es 1935 an 18. Stelle. Die starke Verkehrssteigerung im Jahre 1936 ließ den Hafen auf die 11. Stelle vorrücken und 1937 konnte er noch die 13. Stelle behaupten.

Der Hafen erstreckt sich in einer Länge von nicht ganz 5 Kilometer und einer Breite von 50—80 Meter im Unterlauf des Elbingflusses. Durch den durchgeführten Erweiterungsbau der Elbinger Hafenanlagen ist die Leistungsfähigkeit des Hafens ganz erheblich gesteigert worden.

So präsentieren sich die Häfen der Danziger und der ostpreußischen Küste als Umschlagsplätze von größter wirtschaftlicher Bedeutung, die infolge ihrer zentralen Lage im Ostseeraum und ihren guten Verbindungen nach den weiträumigen Gebieten Osteuropas dazu berufen sind, einen großen Einfluß auf die Verkehrsentwicklung der Ostgebiete auszuüben. Standen die Häfen schon bisher durch ein feinmaschiges Netz von Dampferlinien mit allen Meeren und größeren Hafenstädten der Welt in Verbindung, so wird die Vergrößerung des Einzugsgebietes nach Osten ihre Stellung im Rahmen der kommenden politischen und wirtschaftlichen Aufgaben weiterhin stärken. Unter den Auswirkungen des Sieges wird die Ostsee mit ihren vielfältigen Schiffsverbindungen für Danzig und Königsberg ein Garant des wirtschaftlichen Aufstiegs werden.

+

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Transitfähigkeit eines Küstengebiets sind gute Hinterlandverbindungen über Wasserwege und Eisenbahnen, wobei eine gleichmäßige Verteilung der Verkehrsmittel einer Ausweitung ihrer Leistungsfähigkeit förderlich sein muß. Die Voraussetzungen einer umfassenden Verkehrserschließung sind im Raum zwischen Memel und Weichsel durchaus gegeben.

Mit der Zerschlagung Polens ist die Einheit des Raumes, die durch Versailles gestört war, in vollem Umfange wieder hergestellt worden. Darüberhinaus wird Osteuropa einer einheitlichen politischen Ausrichtung unterstellt. Die hierdurch geschaffenen raumpolitischen Gegebenheiten, die die Landbrücke zwischen Ostsee und Schwarzem Meer zu größter verkehrswirtschaftlicher Bedeutung erheben und auch den Wasserstraßen eine bevorzugte Stellung einräumen, ermöglichen wirtschaftspolitische Ausblicke, wie sie bisher noch nicht bestanden. Königsbergs und Danzigs überragende Stellung im neuen Ostraum bedingt somit eine stärkere Betonung ihres wirtschaftlichen Einflusses in der seit Jahrhunderten eingeschlagenen und sich immer von neuem wiederholenden Ost- und Südostrichtung. In Weichsel, Bug und Memel sind die Richtungen ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung vorgezeichnet.

Für die verkehrstechnische Verbindung der ost- und westpreußischen Seeküste bieten die von der Weichsel, Memel und Düna zum Dnjepr führenden Kanalsysteme günstige Einsatzmöglichkeiten. Die orographischen Bedingungen geringer Geländeunterschiede und kurzer Landbrücken haben diese Wasserstraßen seit den frühesten Zeiten zum Ausgangspunkt einer nach dem Osten und Südosten gerichteten politischen und wirtschaftlichen Expansion gemacht. Deutschlands Wasserstraßenpolitik war von jeher den geographischen Gegebenheiten der Nord- und Ostsee zuströmenden Flüsse, deren Verbindung erst ein einheitliches Wasserstraßensystem schaffen konnte, angepaßt. Der Bromberger Kanal war der Anfang,

der Mittellandkanal der vorläufige Abschluß einer transkontinentalen europäischen Wasserstraße.

Im Zuge militärischer Maßnahmen haben die Bolschewisten zwar 1939/40 den Königskanal (Dnjepr-Bug-Kanal) ausgebaut und den Umbau des Oginski-Kanals in Angriff genommen. Den überstürzten, zunächst nur kurzfristigen wehrpolitischen Bedürfnissen dienenden Kanalbauten, denen sich außer den Spuren der Eile die des Krieges aufgedrückt haben, unterlag aber keine raumpolitische Betrachtungsweise, die dem Bewußtsein einer geographisch-politischen Schiffahrtsplanung auf weite Sicht entsprang. Die nächsten Jahre weisen den Weg, durch den weiteren Anschluß nach Osten die zu friderizianischer Zeit aufgenommene und im Mittellandkanal fortgesetzte Raumpolitik der Wasserstraßen weiterzuführen. Kanäle nach dem europäischen Osten und Südosten dienen der Sicherung des deutschen Lebensraumes. Sie sind politische, wirtschaftliche und nicht zuletzt kulturelle Mittler deutscher Macht und Kraft. Als leistungsfähige Verkehrsträger sind sie lebensnotwendige Handelsstraßen des Güteraustausches.

Der bereits in Angriff genommene Ausbau der Weichsel von der Quelle bis zum Meer und die Herstellung leistungsfähiger Anschlußverbindungen im Ober- und Unterlauf zur Oder und im Mittellauf zum Dnjepr und zur Memel sind die Voraussetzung einer planmäßigen Ausweitung der Hinterlandsphäre der ost- und westpreußischen Seeküste. Auch die Memel bedarf einer durchgreifenden Regulierung und der Verbesserung des Kanalsystems zum Dnjepr. Nach der Schaffung der schon von Friedrich dem Großen geplanten und jetzt wiederaufgenommenen Kanalverbindung vom Pregel über die Masurischen Seen zur Weichsel werden die Seehäfen in ein Netz von leistungsfähigen Wasserstraßen eingespannt sein, das den Raum bis zum Schwarzen Meer erschließt. Der Wasserweg zwischen den beiden Meeren erreicht über die Weichsel wie über die Memel und den Dnjepr rund 2600 km. Auch das schon seit 300 Jahren bestehende Projekt einer Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meer über Weichsel, San und Dnjestr, das wegen der Kürze seiner Wasserstraßen und seiner wirtschaftlichen Berechtigung immer wieder propagiert wurde, ist nach dem deutschen Sieg im Osten seiner Verwirklichung nähergerückt.

Abgesehen von den großzügigen Planungen, die schon im Bereich der Weichsel Wirklichkeit werden und von Jahr zu Jahr auf eine Verkehrszunahme nach Danzig einwirken, bieten die bestehenden Wasserstraßen im Floßholzverkehr bereits heute unbegrenzte Einsatzmöglichkeiten.

Der Floßverkehr ging in den Jahren 1935/37 erheblich zurück. Die Frage nach den Ursachen dieser Verkehrsdrosselung ist dahin zu beantworten, daß in erster Linie die durch Versailles geschaffenen grenzpolitischen Verhältnisse den Rückgang bedingt haben. Der Floßverkehr war vor dem Weltkriege weitgehend Fernverkehr nach den Seehäfen Memel, Königsberg und Danzig. Unter polnischer Herrschaft trat die Flößung über weite Strecken zurück; sie erhielt eine mehr örtlich begrenzte Bedeutung und erstreckte sich auf das jeweilige Stromgebiet.

Bei der Bedeutung des Holzverkehrs für die Seehäfen ist mit einer beträchtlichen Steigerung des Floßverkehrs in den kommenden Jahren zu rechnen. Außer Holz wird im regulierten Weichselsystem die Beförderung aller anderen Massengüter wie Kohle, Getreide, Baumaterialien und Erzen beträchtlich zunehmen. Auch die Tourschiffahrt wird eine ungeheure Belebung erfahren.

Unter den für die Verbindung zur Ukraine und zum Schwarzen Meer in Frage kommenden Kanälen ist der Oginski-Kanal, der 1768 von dem Wojewoden Oginski in Angriff genommen, aber erst 1804 beendet wurde, der älteste. Das Kanalsystem zweigt vom Pripet, einem Nebenfluß des Dnjepr, ab, folgt der Jasiolda, überwindet die Wasserscheide durch den 53 km langen Kanal und mündet in die Schtschara, die nach 220 km langem Lauf die Memel erreicht. Der Bau des Dnjepr-Bug-Kanals, der nach dem letzten polnischen König Stanislaus August den Namen Königskanal erhielt, wurde 1765 in Angriff genommen. 1786 scheint er schon befahrbar gewesen zu sein, doch sind

umfangreichere Bauarbeiten zum Durchschleusen größerer Kähne erst in den Jahren 1839—43 durchgeführt worden. Der 89 km lange Kanal verbindet den kanalisierten Muchawiec, einen Nebenfluß des Bug, mit der in den Pripet mündenden Pina und stellt damit die Verbindung zwischen Weichsel und Dnjepr her. Der jüngste der weißruthenischen Kanäle, die eine verkehrstechnische Zusammenfassung von Weichsel, Memel und Pripet herbeiführen, ist der Augustowo-Kanal, der in den Jahren 1824—28 erbaut wurde und mit der Verbindung von Memel und Weichsel bessere Verkehrsmöglichkeiten nach den Städten Memel und Danzig schaffen wollte. Die Wasserstraße zweigt unterhalb Grodno vom Memelstrom ab und folgt dann dem 102 km langen Kanal, dem Bobr und dem Narew und mündet mit dem Bug in die Weichsel. Das die beiden Hauptströme verbindende 454 km lange Kanalsystem brachte während der Memelsperre den Anschluß des oberen Stromgebiets der Memel an die Weichsel.

Unter raumpolitischen Gesichtspunkten betrachtet, eignen sich diese Danzig und Königsberg/Memel mit dem Dnjepr verbindenden Kanal-Systeme vorzüglich als Handelsstraßen zwischen dem Baltischen und dem Schwarzen Meer. Sie sind besonders nach ihrem Ausbau Einfallstore nach dem Osten und Wegweiser neuer Verkehrseinrichtungen.

Wird das Hinterland der ost- und westpreußischen Küste an sich schon durch Wasserwege, die wegen ihrer geringen Leistungsfähigkeit größtenteils nur dem Floßverkehr dienten, relativ gut erschlossen, so spielen auch die Eisenbahnverbindungen eine große Rolle. Der ungenügende schiffahrtstechnische Zustand der Flüsse findet seine Erklärung in der schwankenden Wasserstraßenpolitik des Zarenreiches, das die geoverkehrspolitischen Vorzüge eines Ostsee und Schwarzes Meer verbindenden Wasserstraßensystems zwar nicht verkannte, seine raumpolitische Betrachtungsweise aber den jeweiligen politischen Erfordernissen unterordnete. Mit dem Beginn des Baues von Eisenbahnen, die als stärkerer politischer Faktor erkannt wurden, verkümmerten die Erfolg versprechenden Anfänge einer umfassenden Wasserstraßenpolitik. Der Gegensatz zwischen Bahn und Binnenschiffahrt trat mit voller Schärfe auf und führte zu einer fast völligen Ablehnung wasserstraßenpolitischer Maßnahmen. Infolgedessen ließ die Bedeutung der weißrussischen Kanalsysteme in dem Maße nach, als die über Thorn und Mielau nach Danzig und über Grajewo und Eydtkau nach Königsberg führenden Eisenbahnen in den Vordergrund traten.

Im Jahre 1913 erreichte der Eisenbahnverkehr der ost- und westpreußischen Seehäfen mit dem zaristischen Rußland mehr als je 500 000 t. Er war im Eingangsverkehr Königsbergs um 200 000 t größer als in Danzig, das einen stärkeren Versand aufwies. Der Binnenwasserverkehr wies an den Grenzdurchgangsstellen Schmalleningken und Thorn im Jahre 1913 eine Höhe von 1,8 Mill. t auf. Zu berücksichtigen ist hierbei, daß ein Teil der über Thorn eingeführten Güter über die Brahe und Netze nach Mitteldeutschland weitergeleitet wurde. Während der Versailler Zwischenzeit hat der Verkehr über Danzig aus dem Gebiet des damaligen polnischen Staates, der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumäniens eine gewaltige Steigerung erfahren.

Aus der guten verkehrsmäßigen Erschließung des Gebiets bis zum Schwarzen Meer zeichnen sich weitgehende Einsatzmöglichkeiten der Häfen Danzigs und Ostpreußens ab. Danzigs Einflußbereich umfaßt das Weichselgebiet und Teile Pommerns und des Warthelandes. Er erfährt nunmehr eine Erweiterung nach Südosten und Osten. Im Einzugsgebiet der ostpreußischen Häfen liegt außer dem Gau Ostpreußen das durch die Wasserstraßen nach Osten und Südosten vorgezeichnete Gebiet.

Die politischen Vorbedingungen einer europäischen Großraumpolitik sind geschaffen. Auf die Initiative der Wirtschaftskreise wird es ankommen, welche wirtschaftlichen Auswirkungen sie zeitigen. Danzig/Gotenhafen und Königsberg, Memel und Elbing stehen hinsichtlich der wirtschaftlichen Durchdringung der benachbarten Ostgebiete vor Aufgaben, denen sie im Bewußtsein ihrer alten Tradition und ihrer gefestigten Stellung im Ostraum gewachsen sein werden.

Vitalis Pantenburg

Der Rote Schatten über Nordskandinavien

Die Bedrohung des skandinavischen Nordens durch die Sowjets

Weltfern, am äußersten Rande Nordeuropas, liegt trostlos grau und öde die Murmanküste. Hier ist alles kahler Stein und Fels, es gibt keinen Wald mehr, nur zähe Flechten und Moose, vereinzelt zerzaustes Gestrüpp krallen sich an der knapp unter der Oberfläche ewig gefrorenen Erde fest. Widerstandslos brausen die rasenden Winterstürme aus der Zentralarktis über das Hinterland der Murmanküste, die Halbinsel Kola. Ein einziges Geschenk gab indessen doch die Natur: der warme Golfstrom sendet seine letzten Ausläufer bis hier herauf und hält die Küste das ganze Jahr über eisfrei und ansegelbar.

Hier würde sich gewiß nie ein Europäer freiwillig angesiedelt haben, heute wie seit Urzeiten hätte dieses arktische Land in gleichem Zustand brachgelegen — wenn nicht der unaufhaltsame Fortschritt der Technik noch vor einem halben Menschenalter kaum für möglich gehaltene Chancen der Erschließung gewiesen. Die hohe Politik bediente sich der Technik, und so war hier seit gut anderthalb Jahrzehnten ein weltpolitisches Kraftfeld von unübersehbaren Ausmaßen und Zukunftsfolgerungen im Entstehen: die sowjetrussische Offensivbasis am nördlichen Ozean war Tatsache geworden.

Die Entwicklung der starken sowjetrussischen Stellung ausgerechnet in der äußersten Nordwestecke des zwei Kontinente überspannenden Reiches mag manchen überraschen, sie resultierte jedoch nur aus der ganz konsequenten Verfolgung der russischen imperialistischen Außenpolitik, wie sie gar nicht anders sein kann. Sie ergibt sich ganz einfach aus den geopolitischen Notwendigkeiten der Räteunion als Erbin des Reiches der weißen Zaren.

Peter, der große Zar, der größte aller Russenherrscher bisher überhaupt, faßte zuerst (um die Wende zum 18. Jahrhundert) die rohen und undisziplinierten Kräfte Großrußlands zu großem außenpolitischen Wurf zusammen. Das Ziel hieß: das „Fenster zum Westen“ aufzustoßen, nach Europa, und noch weiter, nämlich Geltung zur See zu erlangen. Es ist ihm damals nicht gelungen, keiner von all den Herrschern nach ihm an der Newa oder im Kreml hat dieses Ziel erreicht. Es fehlte Rußland bisher der wirklich freie, unbestrittene Zugang zum Großmeer.

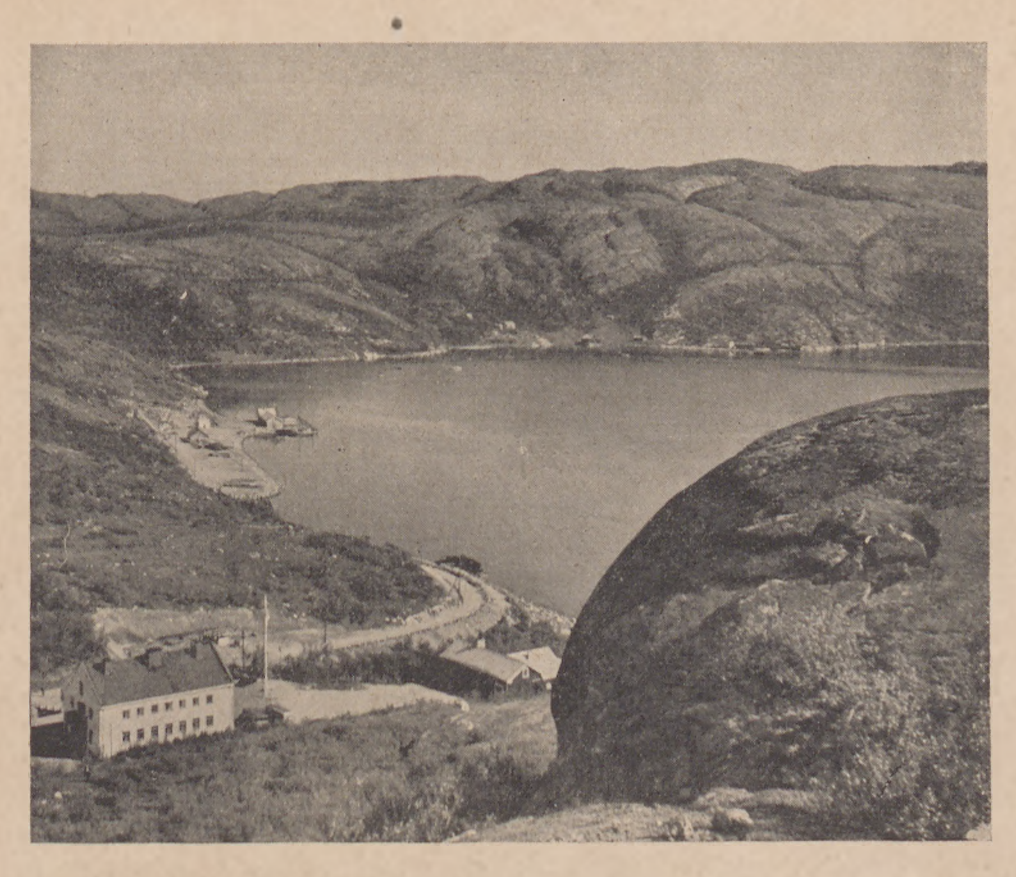
Es hört sich absurd an, wenn nun behauptet wird, Rußlands wirkliches „Tor zum Weltmeer“ läge an jener gottverlassenen Murmanküste, ja, daß es einzig hier und nirgend anders überhaupt gegeben sei. Ein Blick auf die Karte Rußlands, unter Berücksichtigung auch der besonderen klimatischen Verhältnisse, wird aber sofort überzeugen. Gewiß grenzt die Sowjetunion an die Ostsee und das Schwarze Meer, aber auch diese sind nur Binnenmeere und in Kriegszeiten selbst von Mächten weit geringeren Ranges leicht blockierbar. Jene ist zudem im inneren Winkel des Finnischen Golfes, also gerade vor den russischen Haupthäfen Kronstadt und Leningrad, mehrere Monate im Winter eisblockiert. Vor Wladiwostok, im Fernen Osten, das auch ein paar Wintermonate Eissperre hat, legt sich sichelförmig blockierend die japanische Inselwelt. Dieses „Fenster zum Stillen Ozean“ ist also auch kein Ausweg, ganz abgesehen davon, daß es viele tausend Kilometer vom Kern des sowjetischen Riesenreiches entfernt ist. Bleiben noch die arktischen Küsten! Sie liegen weit,



Rauh und unwirtlich zeigt sich das norwegische Finnmark von See aus.
Dahinter liegt Zukunftsland, fast kaum bekannt, viel weniger erschlossen. Aber die Fjorde sind ausgezeichnete natürliche Seehäfen

sehr weit weg von den Wirtschaftszentren des Landes und sind nur zu einem geringen Teil kaum mehr als zwei Monate und auch dann nur unter ziemlichem Risiko ansegelbar. Überdies liegt südlich von ihnen der auch durch moderne Verkehrsverbindungen und -mittel auf dem Landwege nur schwer erschließbare Tundren- und Taigagürtel. Eine tatsächliche Eisfreiheit gibt es für Rußland daher nur an dem etwa 350 Kilometer langen, das ganze Jahr über offenen Küstenstrich im Hohen Norden am Nördlichen Eismeer. Hier liegt Rußlands einziges „Tor zum Weltmeer". Aber selbst dort können größere Seeschiffe auf nicht mehr als achtzig Kilometer langer Strecke (von der finnischen Grenze bis zum Kola-Golf) wirklich brauchbare Seehäfen und Ankerplätze finden. Nur achtzig Kilometer Ozeanküste von vielen tausend der gesamten russischen Küsten!

Erst im Weltkriege erinnerte man sich — in allerhöchster Not — dieser einzig offenen Pforte. Um das dringend benötigte Kriegsmaterial von den Alliierten



Der Petsamo-Fjord,
Finnlands Eismeerzugang. Wie die Häfen an der Murmanküste ist er das ganze Jahr über eisfrei

erhalten zu können, wird die Murmanbahn von Leningrad nach Murmansk durch kriegsgefangene Deutsche und Österreicher in unerhörtem Zeitmaß fertiggebaut. Doch war es bereits zu spät. Kaum rollten die ersten Züge über die Geleise, stürzte der Zarenadler und mit ihm das russische Land selbst in das heillose Chaos einer weltbewegenden Revolution.

Erst zehn Jahre später war die Sowjetunion so weit konsolidiert, um zu größerem außenpolitischen Griff ansetzen zu können. Eines ihrer vornehmlichsten Ziele war das Streben nach Weltmachtgeltung. Dazu gehörten in erster Linie ja auch die Geltung zur See und „Tore zum Weltmeer". Stalin — jetzt Alleinerbe des weißen Zaren, gab den Befehl, zum Atlantik vorzustoßen und, koste es, was es wolle, die bereits vorhandene Position mit allen Mitteln auszubauen. Menschen, Material und Kapital wurden in riesigem Umfang rücksichtslos eingesetzt. Der neue Weg ans Nordmeer führte über die Fronarbeit von vielen Zehntausenden unglücklicher Verbannter, die man in grausigen Massen zugrunde gehen ließ. Aber — die Murmanbahn als der bisher einzige dünne Verbindungsstrang kam technisch in brauchbare Verfassung, er wurde teilweise sogar bereits aus eigenen neuen Wasserkraftwerken elektrifiziert. Stichbahnen wurden gegen die finnische Grenze hin gebaut. Das Netz der Straßen, vor allem in dem südlicher gelegenen Karelien, wurde dauernd verbessert und

verdichtet. Zu einem militärischen Aufmarsch benötigt man ja reichliche und gute Verbindungen! Der Ostsee-Weißmeer-Kanal, der sogenannte „Stalinkanal", verbindet als weitere Verkehrsader Leningrad mit den Häfen am Eismeer. Er verkürzt den bisher einzig möglichen Seeweg um die skandinavische Halbinsel zum Kolafjord um die Hälfte. Nach Archangelsk sind es von der Newa aus sogar jetzt nur noch 1250 statt 5260 Kilometer! Freilich ist die Passage durch den Stalinkanal infolge der Vereisung das Winterhalbjahr über nicht möglich. Auch das Weiße Meer und Archangelsk sind ja rund sechs Monate eisblockiert.

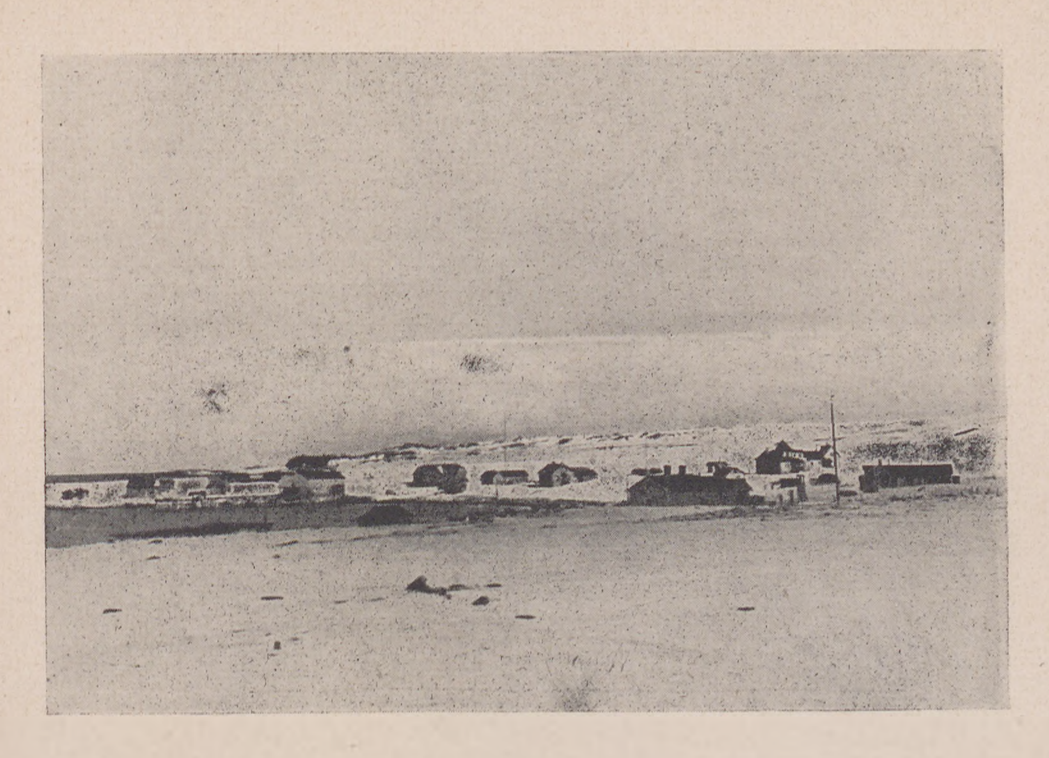
Hand in Hand mit der verkehrspolitischen Erschließung ging die wirtschaftlich-industrielle. Das öde Land im murman-karelischen Korridorraum erwies sich als eine großartige Fundgrube. Man fand in mächtigen Lagern wertvolle Rohstoffe, wie z. B. Apatit (zur Phosphatherstellung), auch Eisen- und Nickelerze auf der Halbinsel Kola. In dem südlicheren Karelien entdeckte man allerlei wichtige Naturvorkommen. Die Bevölkerung vermehrte sich rasch, mochte auch nur ein geringer Bruchteil von ihnen „freie Bürger" sein. Die ursprünglich die Mehrzahl ausmachende finnisch sprechende Bevölkerung Russisch-Kareliens wurde planmäßig ausgesiedelt, ein breiter Streifen längs der finnischen Grenze ganz ausgeräumt, die Kanalzonen von „unzuverlässigen Elementen" rücksichtslos gesäubert.

So waren die Vorbedingungen für die Militarisierung des Korridorraumes zum Eismeer hin geschaffen. Die Garnisonen wurden ständig vergrößert, neue Standorte eingerichtet und mit erstklassigen Verbänden belegt. Die dicht verteilten Grenzschutz-Sondertruppen unterstanden der GPU. In Anbetracht der ausschlaggebenden Bedeutung einer gut geschulten und überlegenen Fliegertruppe gerade in den weiten, dünnbesiedelten Räumen dieser subarktischen Zone waren viele Flugbasen entstanden.

Die 1451 Kilometer lange Murmanbahn endet bei der Stadt Murmansk. Früher ein unbedeutender Platz mit ein paar tausend Einwohnern, wuchs sie binnen eines Jahrzehnts auf eine Großstadt mit über 100 000 Einwohnern ..! Große, neuzeitliche Werften, Docks und sonstige Hafenanlagen sind hier entstanden. Die arktische Eisbrecher-, Handels- und Fischfangflotte der Sowjets hat hier ihre Basis. Ein wachsender Teil des Außenhandels ging bereits über die Häfen des nördlichen Ozeans. Murmansk liegt etwa 35 Kilometer im Kola-Golf, dessen Einfahrt durch die ständig an Kampfwert zunehmende Seefestung Poljarnoje (früher Alexandrowsk) vorzüglich geschützt ist. Moderne befestigte Anlagen und weitreichende Batterien sperren die Einfahrt in den insgesamt 70 Kilometer tief einschneidenden Fjord. Sogar Schweden sah sich bereits durch russische Seestreitkräfte von der Nordsee her bedroht, vor allem durch die vermutete Stationierung neuer großer Kreuzer an der Eismeerküste!

Den nordischen Mächten gegenüber hatten die Sowjets am Eismeer unbestritten die Vormachtstellung. Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, weshalb die Sowjetunion einen derartigen Wert auf den militärischen Ausbau des Murmanraumes legte. Sie konnte aus der Absicht rein defensiven Verharrens heraus nicht erklärt werden, denn hierzu hätten weit geringere Kräfte durchaus genügt. Aber offensiv? Gegen wen denn wohl? Finnland und Norwegen, die als unmittelbare Nachbarn unter dem Eindruck dieser gewaltigen Vorbereitungen standen, dachten natürlich nicht im entferntesten daran, die Sowjetunion anzugreifen. Aber vielleicht hat diese ihrerseits Absichten auf die ans Eismeer grenzenden Gebietsteile dieser beiden Länder?

In diese Richtung deuteten tatsächlich eine Reihe von bemerkenswerten Vorzeichen. Wie sollte man sich den „Fliegerspuk" über dem nördlichen Raum Skandinaviens anders erklären können, als daß die einwandfrei festgestellten Flieger der roten Flugwaffe den Befehl hatten, das Land aus der Luft genau zu erkunden und durch Luftaufnahmen zu vermessen. Nach angestellten Radiopeilungen mußten diese Flieger ihre Horste in den roten Flugbasen Kantalaks, Pääjärvi und Uhtua haben. Diese liegen im murman-karelischen Korridor, nicht weit von der finnischen Grenze. Es gibt noch nicht viel



Vaitolathi
auf der Fischerhalbinsel. Fast mitten durch diese verläuft die finnisch-russische Grenze. Hinter dem Mast (rechts im Bild) die Kaserne der russischen GPU.-Grenzschutztruppe

brauchbare Karten von den nordfenno-skandinavischen Gebieten. Die Flieger wären dann nur eigentlich die Nachfolger der als Holzfäller und Flösser getarnten Offiziere des zaristischen Rußlands gewesen. Man ertappte sie nämlich vor dem Weltkriege verschiedentlich dabei, wie sie das Land sozusagen „generalstäblerisch sondierten". Damals warnte der große schwedische Deutschenfreund und Forscher Sven Hedin vor den offensichtlichen Angriffsabsichten der Russen in Nordskandinavien. Auch das Rußland der Romanows wollte ja ans freie Meer. Der Weg dorthin kann aber für Rußland, ganz gleich welchen Regimes, nur über Nordschweden und Nordnorwegen und den schmalen finnischen Petsamo-Küstenstreifen führen. Noch lag freilich das starke freie Finnland bastionsartig dazwischen.

Zwar war der Russe ja im Hohen Norden am freien Meer, aber es sind faktisch doch nur die 80 Kilometer Küste, die durch die Ungunst des Klimas (wie oft aufkommender Nebel und Winterstürme) ohnehin nicht gerade leicht zu befahren ist. Überdies ist sie reichlich weit entfernt von den großen Weltschiffahrtsstraßen. 3100 Kilometer sind es vom Kolafjord nach London, von dem nordnorwegischen Tromsö nur noch 2250 Kilometer! Die Bedingungen für Weltmeerzugänge sind aber an der Finnmarkküste, wo zahlreiche, tief ins Land gefurchte, immer eisfreie Fjorde großartige Naturhäfen bieten, unvergleichlich viel besser als an der Murmanküste. Auch wäre man dann näher dem atlantischen Erzhafen Narvik gewesen, über den 1938 rund zehn Millionen Tonnen der besten Erze der Welt (aus Schwedisch-Lappland) gingen. Es ist Europas bedeutendster Erzausfuhrplatz. Seine Bedeutung dürfte jedem durch die Kämpfe im Frühjahr 1940 ja hinreichend klar geworden sein.

Nicht nur sowjetrussische Flieger rührten sich ungestraft über den nördlichen Gebieten der benachbarten nordischen Staaten, auch Unterseeboote „nicht feststellbarer Nationalität“ wurden zuweilen sehr nahe der Küste gesichtet, russische Spione und Agenten aufgegriffen, Geheimsender entdeckt. Indirekt versuchte man die beabsichtigten Aktionen auch durch die kommunistischen Parteien, die es in Norwegen und Schweden gab, vorzubereiten. In Schweden lebt sie sogar heute noch! Sie sind natürlich Sektionen der Dritten Internationale und erhalten also ihre Weisungen unmittelbar aus Moskau. In den letzten Jahren vor Beginn dieses Krieges lud man sogar von Narvik eine besondere Delegation zum Moskauer Kongreß der kommunistischen Internationale ein! Es ist ja hinreichend bekannt, daß Propaganda und Aufwieglung die Hauptwaffen des kommunistischen Imperialismus sind.

Vor allem nahm das Gefühl der Beunruhigung in Norwegen und Finnland zu. Während aber dieses seit seiner Befreiung vom russischen Joch den Rüstungsstand auf einer bei seiner Wehrkapazität überhaupt möglichen Höhe hielt, lag die Landesverteidigung Norwegens, vor allem des am meisten gefährdeten Nordnorwegens, sehr im argen. Die norwegischen Sachverständigen und andere verantwortungsbewußte Männer betrachteten den damaligen Zustand ihrer gegenüber den sowjetischen Rüstungen am Eismeer fast vollkommenen Wehrlosigkeit mit großer Sorge. Deutlich genug hatte der Kommandant von Kirkenes in dem am stärksten gefährdeten Ost-Finnmark, Oberstleutnant Os, im Zusammenhang mit der Forderung nach stärkerem Ausbau der Wehr darauf hingewiesen, daß die Sowjets sicher auch Interesse an den bisher noch wenig ausgebeuteten beachtlichen Rohstoffvorkommen Nord-Norwegens hätten. Das ist verständlich, wenn man von den Anstrengungen der Sowjets ausgeht, die einzelnen riesigen „Rayons“ der Union — also hier das Nordwestgebiet — wirtschaftlich und ernährungsmäßig autark zu machen. Dazu gehörte ja auch die Lösung des Problems, einer ausreichenden Ernährung der im Murman-Karelischen Raum rapid zunehmenden Bevölkerung. Sie könnte aus dem klimatisch recht viel mehr begünstigten Nord-Norwegen (auch ungeheurer Fischreichtum) zumindest gut ergänzt werden.

Eine weitere Front gegenüber Nordeuropa begann sich aus den Regionen der Zentralarktis heraus gefährlich zu entwickeln. Auf dem norwegischen Svalbard (Spitzbergen, siebenhundert Kilometer nördlich des europäischen Nordkaps) besitzt der sowjetische „Arctic-Ugol“-Trust seit 1932 bedeutende Kohlengruben, die für den Ausbau des russischen Nordwestraumes von entscheidender Bedeutung sind. Im Murman-Karelien-Gebiet gibt es nämlich bisher weder Kohlen- noch Ölvorkommen. Die Sowjets müssen daher über die Svalbardgruben, aus denen sie jährlich etwa eine halbe Million Tonnen guter Kohle herausholen, verfügen können. Bei meinem letzten Besuch vor Kriegsbeginn gab es dort viermal so viel Russen — und das waren alles besonders zuverlässige und waffengeübte Bolschewiken — als Norweger. Diese hatten nach dem Spitzbergen-Statut weder das Recht auf Anlage von militärischen Stützpunkten irgendwelcher Art oder gar von Befestigungen. Praktisch war also der Svalbard-Archipel jederzeit vollkommen in russischer Hand. Zu einer erstklassigen Marinebasis ausgebaut, hätte er als Eckpfeiler in dem großen strategischen System der Sowjets am Eismeer eine große Bedeutung erhalten können.

Wäre der in der letzten Zeit vor dem Ausbruch des Krieges oft besprochene Block des nordischen Reiches zustande gekommen, so hätte er bei zweckmäßiger Zusammenfassung aller Wehrkräfte zur Verteidigung gesamt-nordischer Belange gegenüber den Drohungen aus dem Osten ein starkes Maß an Sicherheit gewährleisten können. Die unheimliche Aktivität der Sowjets gerade in den nördlichsten Gebieten der drei fennoskandischen Reiche konnte diesen ja auf die Dauer nicht unbemerkt bleiben. In jedem Falle würde ein wehrhafter nordischer Staatenbund eine beachtliche Macht — und zugleich Befriedungsfaktor von hoher Qualität dargestellt haben. Er hätte allen an der Unversehrtheit des Nordens ehrlich interessierten Mächten — und dazu ge-



Flieger über der Murmanküste

hört in erster Linie das Großdeutsche Reich — ein Gefühl großer Beruhigung geben können. Aber die Interessen der drei Nordreiche waren zu verschieden, als daß sie auf einen gemeinsamen Nenner hätten gebracht werden können. Nur eine Macht, die unmittelbar gefährdete, hat ganz konsequent die richtigen Folgerungen aus ihrer Lage gezogen: das junge Reich der Finnen, das ja erst 1917/18 seine völlige politische Freiheit erwerben konnte. Wieder erwies sich Finnland, wie seit je übrigens, als das eigentliche Bollwerk des Nordens gegen Osten, zugleich für die beiden anderen hinter ihm stehenden nördlichen Nachbarn. Darüber hinaus war es sich auch seiner Rolle als nördlichster Vorposten des gesamten Abendlandes gegen Osten bewußt, einer Aufgabe, die gar nicht genug vom übrigen Europa gewürdigt werden kann.

In mehr als 15 Jahren bin ich auf vielen und langen Studienreisen durch ganz Finnland gekommen und zähle viele nationalstolze Finnen zu meinen Freunden. Daher meine ich, daß man in Finnland eine ganz bestimmte Auffassung der Situation dem östlichen Nachbarn gegenüber hatte und auch darüber, wie diese tödliche Gefahr aus dem Osten zu bannen sei. Man sprach nicht viel davon, es ist überdies nicht finnische Art, um so intensiver wurde an der Wehr des Landes gearbeitet. Man war sich darüber klar, daß die Russen im Stadium einer für Finnland sehr ungünstigen politischen Konstellation zumindest die Forderung auf Revision der Nachweltkriegsgrenzen stellen würden.

Dieser kritische Zeitpunkt trat genau in dem Augenblick ein, als die Sowjets nach dem billigen Erfolg der Rückgewinnung der östlichen Teile von Polen und nach der Eingliederung der völlig eingeschüchterten kleinen baltischen Randstaaten nunmehr auch Finnland gegenüber

bestimmte Wünsche äußerten. Diese gingen auf eine weitgehende „Grenzrevision" aus, nachdem die Finnen eine „Inschutznahme" im Stil der „freundnachbarlichen Abmachungen" mit den Baltenländern als völlig konträr ihrer Auffassung von Staatssouveränität energisch abgelehnt hatten. Es trat nun der ungünstigste Fall der stets erwarteten Auseinandersetzung mit dem östlichen Staatenkoloß ein: Suomi sah sich völlig allein der gesamten ungeheuren militärischen Macht der Roten Armee gegenüber, ohne daß diese an irgendeiner anderen Front engagiert gewesen wäre. An die von den Briten damals in Aussicht gestellte Hilfe glaubte — nach dem Präzedenzfall Polen — damals in Finnland keiner mehr im Ernst.

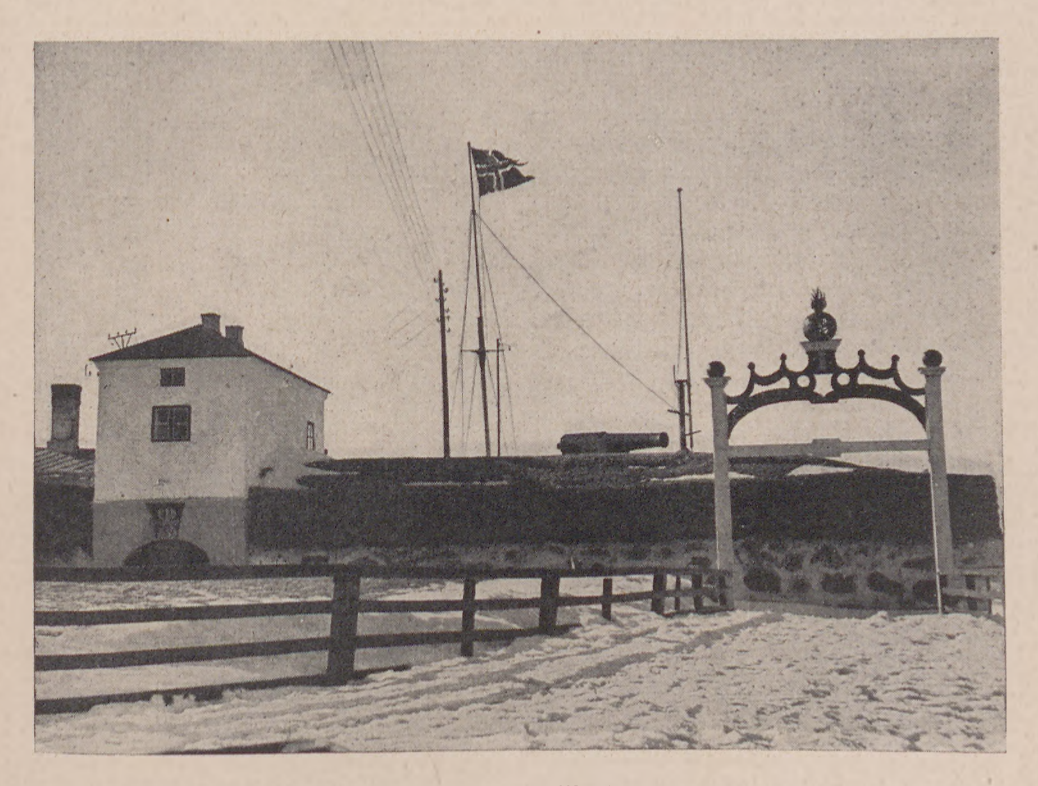
Wir haben damals schweigen müssen, als der sowjetrussische Koloß trotz aller vorher getroffenen feierlichen Abmachungen am 30. November 1939 Finnland überfiel, um es in die Knie zu zwingen. Die Finnen wußten, daß ihnen Deutschland aus wohlerwogenen Gründen — es stand ja für Europa viel mehr noch auf dem Spiel — nicht die Rückendeckung geben konnte, die ihnen gewiß sonst gerne gewährt worden wäre. Sie war zudem die einzig wirksame. Denn unsere Gefühle waren damals ganz gewiß auf der finnischen Seite. Um so stolzer mußte jeden Freund Finnlands berühren, daß die Waffenkameraden aus dem Weltkriege nicht im entferntesten daran dachten, sich durch noch so schwere Drohung, auch nicht durch den angekündigten Vernichtungskrieg selbst, einschüchtern zu lassen.

Finnland trotzte und stand unverrückbar fest auf seinem schon von allen anderen, nur von seinen eigenen mutigen Verteidigern nicht aufgegebenen Posten. Hundert Tage währte die opferreiche Zerreißprobe der finnischen Bewährung im Verteidigungskampf im Winterkriege 1939/40 gegen den bolschewistischen Machtanspruch. Erdrückend war die Übermacht der roten Armee an Menschen und Material. Finnland mußte damals mit seinen nur kaum vier Millionen gegen die zweihundert Millionen der größten Landmacht der Welt stehen!

Das von niemand für möglich gehaltene Wunder gelang: in erbittertem Ringen hielten die Finnen ihre rund 1500 km lange Landfront gegen die unaufhaltsamen Anstürme der roten Menschen- und Materialmassen. In den endlosen Ödemarken des polaren Nordens und der Karelischen Taiga nördlich des Ladogasees errangen kleine finnische Verbände unter unvorstellbar harten klimatischen Bedingungen einzigartige Siege. Sie vernichteten hierbei eine ganze Reihe roter Elitedivisionen und verschafften sich so erst die geeignete Ausrüstung für die Fortführung ihres Kampfes. Erst nach vielen Wochen gelang es den Russen auf der Karelischen Landenge die Front einzustoßen. Sie barst, brach aber nicht. Der Moskauer Friedensschluß vom März 1940 beendete schließlich den Kampf der so ungleichen Gegner. Finnland erlitt zwar eine empfindliche Einbuße an Land, konnte sich aber seine völlige politische Freiheit erhalten. Dies war offensichtlich ein Zugeständnis der UdSSR. an die wohl sehr stark unterschätzte Widerstandskraft der Finnen und die ungeheuren Einbußen an Menschen und Material.

Den tapferen Finnen wurde es aber bald nur zu klar, daß der Moskauer Friede kein endgültiger sein würde. Im Spätsommer 1940 wollten die Russen das Land erneut — natürlich aus jetzt viel günstigeren strategischen Ausgangsstellungen — angreifen. Da aber gebot das mächtige, den Finnen wirklich innerlich verbundene Deutschland endgültig Halt. Willkürlich genug hatten die Russen die deutsch-russischen Vereinbarungen vom August 1939 in ihrem Sinne ausgelegt und sofort mit der Militarisierung der Baltenländer begonnen — gegen wen anders als gegen den Vertragspartner Deutschland richteten sich wohl diese neuen Positionen der Sowjets? Eine weitere Verschiebung aber des Kräfteverhältnisses im Ostseeraum und im nördlichen Skandinavien zugunsten der Sowjetunion konnte nicht mehr als mit den Interessen Deutschlands und damit Gesamteuropas vereinbart angesehen werden. Deutschland griff auch im Norden aktiv gegen die sowjetischen Machtansprüche ein und wird damit ein für alle Mal die Gefahr für Nordeuropa aus dem Osten bannen. Als der Führer im Som-

mer 1941 zuschlug, war sein Befehl zugleich das Signal für die sieggewohnten Finnen, wieder wie schon vor 23 Jahren Schulter an Schulter mit den deutschen Waffengefährten gegen Osten zu ziehen. Wieder ist Finnland das einzige der Nordreiche, das geschlossen aktiv mit den Waffen an seinem Platz seine Aufgabe erfüllt für das Abendland. Die Finnen kämpfen jetzt um mehr als um die bloße Verteidigung allein. Es geht ihnen um den zukunftweiten Bestand ihres jungen und lebensstarken Staatswesens, um „Suur Suomi" das größere Finnland, das sich endlich gegen Osten hin die Grenze erkämpfen wird, die völkisch, geographisch, strategisch die einzig gegebenen und natürlichen sind. Damit wird die Bedrohung des Nordens von Rußland her für immer unmöglich werden — dank Finnlands und dem hinter ihm stehenden mächtigen Deutschen Reiches Einsatz.



Verfallene Wehr

Vardöhus, die einzige Feste des Nordens am Eismeer. Sie war längst veraltet und für die wenigen unmodernen Kanonen waren nur ein paar geworbene Soldaten da

Prof. Dr. Ernst Schultze

Die nationalpolitische Bedeutung der Hanse

Die Ostsee haben die Hansen von der langen mündungsreichen Küste der Förden Schleswigs bis zu den Klippen des Finnischen Meerbusens zu einem deutschen Meere gemacht. Ist doch das Aufkommen der Hanse eng verknüpft mit der gewaltigen Binnenwanderung des deutschen Volkes nach Osten, die in der Geschichte nicht ihresgleichen hat. Denn hier erfolgte die Besiedlung der Gebiete, in die sich die Wanderströme richteten, durch ein und dasselbe Volkstum — nicht wie bei der Auswanderung nach Nordamerika durch eine sich aus allen möglichen Völkern zusammensetzende Menschenmasse.

Der Schwerpunkt der großen kolonisatorischen Ostwanderung der Deutschen fällt in eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne: recht eigentlich in die Periode der Staufer. Geradezu unerschöpflich waren damals die Kräfte des deutschen Volkes: in demselben Zeitraum, in dem Kaiser und Papst um die Weltherrschaft rangen, in der die deutschen Könige tatkräftiger denn je zuvor die Unterwerfung Italiens anstrebten, in der gleichzeitig auch der Kreuzzuggedanke die Deutschen mächtig ergriff und endlose Scharen ihrer Manneskraft zu Tod und Verderben ins Morgenland lockte — in diesem selben Zeitraum füllte sich der Osten mit deutschen Siedlern und das deutsche Volkstum hatte Kraft genug, „die größte kolonisatorische Arbeit zu vollbringen, die ihm je gelungen ist“ (Dietrich Schäfer).

Die Begründung deutscher Stadtgemeinden auf ehemals slawischem, lettischem, estnischem Boden ist, so betont Dietrich Schäfer, „eine Kulturtat ersten Ranges“. Von Kiel und Lübeck bis nach Reval und tief landeinwärts bis Thorn und Breslau entstanden sie, mitunter anknüpfend an ältere Ortschaften fremden Ursprungs, als natürliche Brennpunkte des Verkehrs entweder der näheren Umgebung oder eines ganzen Stromgebietes. Kennzeichnend aber ist, daß sie ein völlig neues Bürgerwesen herausbildeten. In der Zeit der großen Ostwanderung schob auf diese Art Deutschlands Bürgertum im Bunde mit Siedlungsbauern seine Vorposten weit über die bisher geschlossenen Grenzen unseres Volkstums hinaus — tief hinein in die slawisch-magyarische Welt des Südostens und Ostens wie in die skandinavische des Nordens. Eingesprengt in fremde Völker, hielten diese Vorposten fest an deutscher Sprache und deutscher Kultur und vermittelten eben dadurch den Gastvölkern eine höhere Entwickelung. „Von den äußersten Tälern der Karpaten bis zu den Schären und Fjorden Schwedens und Norwegens, von Prag, Krakau und dem siebenbürgischen Kronstadt bis hinauf nach Wisby, Stockholm und Bergen erhielt alles, was Stadt und Bürgertum hieß, mehr oder weniger ein deutsches Gepräge, geriet unter den Einfluß deutscher Anschauungen und deutscher Einrichtungen. Nie wieder hat deutsche Art in den mittleren Gebieten unseres Erdteils so weitgreifende Anerkennung gefunden“ (Dietrich Schäfer).

Die Gründung Lübecks durch Heinrich den Löwen 1143 geschah an außerordentlich günstiger Stelle zwischen Trave und Wakenitz. Die neue deutsche Stadt erhielt ihren Namen von dem alten, weiter flußabwärts am Zusammenfluß der Trave und Schwartau gelegenen Handelsplatz, der als Sitz des Wendenkönigs Heinrich schon eine deutsche Kaufmannskolonie beherbergt hatte, aber 1138 zerstört worden war.

Lübeck ist im Mittelalter der erste rein deutsche Seehafen an der Ostsee

gewesen und hat dank der Tatkraft und dem Weitblick seiner führenden Männer, seiner Kaufleute und Seefahrer jahrhundertelang eine ungewöhnlich einflußreiche und bedeutsame Rolle gespielt.

In der Marienkirche in Wisby sind die deutschen Grabsteine bis ins 18. Jahrhundert sehr häufig. Sie lehren, daß das Deutschtum in Wisby nicht mit dem Mittelalter ausstarb, ja nicht einmal mit dem Erlöschen des Hansebundes. Ein großes Gemälde wurde zu Ehren des lübischen Admirals Bürgermeister Tinnappel gestiftet, der die letzte große Flotte der Lübecker gegen die Schweden befehligte und 1566 bei einem Sturm, der seine Flotte vernichtete, an der gotländischen Küste umkam. 1726 noch ist es von dem Lübecker Friedrich Strodtmann erneuert, 1734 vergoldet worden. 1684 hatte Bürgermeister Walter von Wisby, ein geborener Lübecker, die von Nußbaum- und Ebenholz hübsch gearbeitete Kanzel gestiftet.

An der Meeresküste finden wir deutsche Siedlungsgruppen verstreut bis weit nach Rußland hinein. Geschlossene deutsche Wohngebiete aber sind in den äußersten Vorposten nur in Siebenbürgen — und wiederum an der Ostsee zu finden. Von Flensburg bis Memel erstreckt sich ein zusammenhängender deutscher Siedlungsraum an dem Gestade und durch das Hinterland. Diese Eindeutschung ist der Ostwanderung des 12. und 13. Jahrhunderts und vor allem der Hanse zu danken.

In den Boden der dem Deutschen Reich bis 1918 gehörigen Ostseeküste, die noch zu Beginn des 12. Jahrhunderts nur von Slawen besiedelt war, sind durch die Hanse so feste deutsche Wurzeln eingepflanzt worden, daß sie sich ungemein lebenskräftig entwickelten und rückwirkend auf das Mutterland einen verjüngenden und belebenden Einfluß übten.

Wie die Städte, die durch die deutsche Ostwanderung zu Lande gegründet wurden, das Magdeburger Recht erhielten, so die zur See gegründeten das Lübecker. Auch bei den preußischen Städten fand es Eingang. Noch 1343 erteilte der Hochmeister der Stadt Elbing das Appellationsrecht nach Lübeck in städtischen Streithändeln. Danach sollte den Lübeckern Klage und Antwort aufgeschrieben und der mit den Siegeln des Komturs und der Stadt verschlossene Brief von den Sachwaltern oder von sicheren Boten überbracht werden.

+

Blicken wir auf eine Sprachenkarte, so erkennen wir, daß entlang der baltischen Küste das Deutschtum viel weiter geschlossen nach Osten vorgedrungen ist als irgendwo im Binnenland.

Sehr groß sind die Verdienste der Hanse um die Ausbreitung der deutschen Sprache. Von Dünkirchen bis Narwa herrschte die gleiche, auch mundartlich nicht sehr abweichende Sprache. Im skandinavischen Norden war das Niederdeutsche wohl noch bekannter als gegenwärtig unser Hochdeutsch, jedenfalls wurde es mehr gebraucht. Plattdeutsche Briefe besonders von Dänen und Schweden sind in großer Zahl erhalten.

Ja die deutsche Sprache konnte in der Diplomatie sogar das Lateinische verdrängen: die Urkunden über die Vorrechte der Hansen wurden von den nordischen Königen in älterer Zeit in lateinischer, seit dem 14. Jahrhundert in deutscher Sprache gegeben. Das Plattdeutsche war im ganzen Ostseegebiet durch mehr als ein Jahrhundert bis zu einem gewissen Grade die Sprache der Diplomatie.

Die Einwanderung, die der Deutsche Orden nach Osten führte, ging über Land, und zwar kamen die bäuerlichen Einwanderer vorwiegend aus dem Norden. In Preußen fanden sie die Marschen und Deiche der Heimat wieder. In dem herrschenden Stande jedoch hatten die Oberdeutschen die Mehrzahl. Infolgedessen war die Amtssprache des Ordens in Preußen ein allen verständliches Mitteldeutsch.

Livland dagegen war wesentlich norddeutsche Pflanzung. Die Niederdeutschen, die dorthin zogen, namentlich die Westfalen, fuhren auf den Schiffen der Hanse zumeist über Lübeck. Ja, im 15. Jahrhundert wurde der Eintritt in den livländischen Zweig des Ordens allein den Norddeutschen vorbehalten. Seither begegnen uns in den Reihen der Ordensgebietiger unablässig die westfälischen Geschlechter der Plettenberg, Kettler,

Mallinkrodt. So beherrschte die plattdeutsche Sprache dieses Land ausschließlich, bis die Bibel Martin Luthers dem Hochdeutschen auch hier die Bahn freimachte. Indessen noch am Ende des 16. Jahrhunderts schrieb Balthasar Rüssow von Reval seine Chronik niederdeutsch.

Unter den Deutschen in den baltischen Ländern war noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Plattdeutsche ziemlich allgemein die Umgangssprache, obwohl man als Schulsprache das Hochdeutsche benutzte. Der berühmte Naturforscher Karl Ernst von Baer stellt das für Reval ausdrücklich fest.

+

In den Jahrhunderten ihrer Größe und Macht hat die Hanse die Einheit der Nation in greifbarster Gestalt bewahrt. „Als alles in Deutschland, der Kaiser nicht ausgeschlossen, partikular wurde, blieb die Hanse, unser Volk auf dem Meere, deutsch.“

Deutschland war bereits auf der Höhe des Mittelalters zersplittert in eine Anzahl von Territorialstaaten, die nicht über ihre beschränkten Interessen hinausblicken mochten. Selbst die kriegerische Tüchtigkeit des Volkes wurde dadurch zur entsetzlichen Plage. Von den Alpen bis zum Meere hallte es wider von Waffengeklirr. In erbitterten Fehden kämpften die kleinen territorialen Gebilde miteinander und griffen dadurch hemmend in die Entwickelung der deutschen Dinge ein.

In dieser trüben Zeit wendet sich nur in einem Teile unseres Vaterlandes die „in der Selbständigkeit erstarkte Kraft der partikularen Bildungen einem würdigeren Ziele zu“ (Dietrich Schäfer).

Zuerst hatten sich die deutschen Kaufleute im Ausland als einzelne zusammengeschlossen, um ihre Rechte gemeinsam wahrzunehmen. Sie fühlten sich als „deutscher Kaufmann, Leute des Kaisers oder des Römischen Reiches“, nannten sich auch „gemeiner Kaufmann“. Nicht lange aber, so trat an die Stelle des einzelnen die Stadt, deren Bürger er war und die sich mit anderen Städten zur Wahrung gemeinsamer Belange vereinigte. Man wußte, daß ein solches Zusammengehen nicht nur vorübergehend sein durfte. Deshalb hatten die kleinen Bündnisse, die dem großen vorangingen und teilweise als Gruppenbildungen innerhalb der Hanse bestehen blieben, hohe nationalpolitische Bedeutung. Das Nationalbewußtsein war damals in deutschen Landen nirgends ausgeprägter als in den Hansestädten.

Das Ausland kannte die deutschen Kaufleute zunächst nur als Angehörige des römischen Reiches. Bald indessen machte sich die Spaltung in Ober- und Niederdeutsche geltend, zumal da ihre Interessengebiete sich nur wenig berührten. Fortan werden beispielsweise in Flandern nur mehr die Norddeutschen, „die Kaufleute von Deutschland“ genannt. Das sind die Hansen, an deren Rechten und Pflichten im Westen auch die Kaufleute vom Rhein und der Provinz des heutigen Königreichs der Niederlande östlich der Südersee teilnahmen.

Die beste und klarste Bezeichnung der deutschen Kaufleute in den Niederlanden hat ein Spanier des 16. Jahrhunderts gegeben, indem er von ihnen als den „Seedeutschen“ spricht.

Den stärksten Ausdruck gegenüber dem Ausland fand das deutsche Nationalgefühl in Nowgorod, in London und in Brügge. Hier traten alle kleinlichen Sonderinteressen zurück vor den Erfordernissen der Gesamtheit.

Es ist kein Zufall, daß die Führung bei Lübeck lag und blieb. War es doch im Gegensatz zu den meisten anderen Bundesmitgliedern reichsunmittelbar, brauchte also nicht auf die Befehle eines Landesherren zu hören und sich von niemand gängeln zu lassen. Es ist das hohe Verdienst Lübecks, daß es unabänderlich bestrebt war, den auswärtigen Mächten gegenüber den gesamtdeutschen Handel zu vertreten und damit nationalpolitisch zu wirken. Lübeck erkannte auch, daß es galt, den Kreis der Städte zu erweitern, um die Kraft des Bundes zu stärken.

Hier war die Hingebung an die Vaterstadt groß. Freudig nahmen die Bürger der Hansestädte an jedem Erfolg ihres heimatlichen Gemeinwesens teil, jedes Leid, das man ihr beifügte, bedrückte sie. Aber darüber hinaus kam alsbald ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zwi-

schen den verschiedenen Hansestädten zum Durchbruch.

Es war doppelter Natur: einmal richtete es sich gegen die Landesherren, die ja häufig mit ihren Städten auf schlechtem Fuße standen, sie beneideten und schröpften, vor allem ihre Freiheit einzuschränken suchten — und ferner gegen alle Nicht-Deutschen. Als Einheit haben sich die Hansestädte wohl zuerst dem Auslande gegenüber gefühlt. Das wirkte dann zurück auf die Städte, die einander durch die Gemeinsamkeit der Interessen ihrer Kaufleute genähert wurden.

Das Reich dagegen bedeutete ihnen wenig, da es gerade für ihre wichtigsten Belange nichts tat, vielmehr den Blick meist über die Alpen nach Süden richtete. Nur Kaiser Lothar hat einmal seine Sachsen auf Gotland vertreten und Friedrich Barbarossa (vielleicht) den Untertanen des Reiches in England denselben Dienst erwiesen. — Es war deshalb kein Wunder, daß die Beziehung auf das Reich, die ursprünglich in dem Namen der Hanse-Kaufleute als „Leute des Kaisers“, des „römischen Reiches“ lag, später dahinschwand. Trotzdem ist der Name „deutsch“ der Hanse dauernd geblieben.

Gewiß haben Uneinigkeit, Eigennutz und Eifersucht das Wirken der Hanse oft erschwert. Jedoch hat es niemals an Männern gefehlt, die über die eigenen Sonderwünsche hinaussahen und den Blick auf die große gemeinsame deutsche Sache gerichtet hielten. Gemeinsame Sorgen, gemeinsam durchfochtene Kämpfe, gemeinsames Streben nach demselben Ziel haben das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Hansestädte und ihrer Bürger so wachgehalten, daß sich ein unverkennbares Einheitsgefühl durchsetzte.

Lübeck und die „wendischen Städte“ sind von Anbeginn die Mahner zur Eintracht gewesen, damit das Ausland nicht glaube, daß ein Zerwürfnis zwischen den Gruppen der Städte eingetreten sei. Dabei prägte sich eine Überlegenheit des Ostseegebietes als des deutschen Koloniallandes aus, dessen wachsende wirtschaftliche Bedeutung und steigende Verbrauchsfähigkeit dem westelbischen Niederdeutschland und dem weiteren Westen durch Vielseitigkeit der Interessen, Tatkraft und Unternehmungslust seiner Kaufleute den Vorrang abgewannen.

Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts tritt das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Hansestädte deutlich hervor. Es mutet uns fast sinnbildlich an, daß die Schlüssel zu der Kiste, in der das Geld des wichtigsten der drei von den Deutschen in Nowgorod erworbenen Höfe aufbewahrt wurde (des Peterhofes), je einem deutschen Bürger Wisbys, Dortmunds, Lübecks und der Stadt Soest anvertraut wurden. Als 1229 ein Abkommen mit dem Fürsten von Smolensk zugleich für Polozk und Witebsk zustande kam, das den gotländischen Kaufleuten am Dnjepr und an der Düna freien Handel gewährte, unterzeichneten als Vertreter der Genossenschaft drei deutsche Bürger Wisbys und Rigas, je zwei aus Lübeck, Münster, Gröningen und Dortmund nebst je einem aus Bremen und Soest. Mithin waren alle deutschen Stämme in dieser Genossenschaft vertreten, die ohne Unterstützung des Reiches, aus eigener Kraft und Überzeugung ihr Deutschtum betonte und es auch nach außen hin bewährte.

Ähnliches geschah 1252, als eine Abmachung über die Stellung der deutschen Kaufleute in der Grafschaft Flandern getroffen wurde, die politisch zu Frankreich, völkisch aber zu Deutschland gehörte. Die Unterhändler waren je ein Ratsherr aus Lübeck und Hamburg. Indessen verhandelten sie nicht nur als Vertreter der beiden Städte, sondern ausdrücklich für alle „Kaufleute des Römischen Reiches“.

Weitere Nachrichten des 13. Jahrhunderts lassen erkennen, daß 30 oder mehr Städte von Köln und Utrecht bis hinauf nach Reval durch Angehörige in der deutschen Genossenschaft auf Gotland vertreten waren. Diese konnte mit gutem Grunde bezeichnet werden als „Geeinigte Gotlandsfahrer des römischen Reiches“. Sie führte ein eigenes Siegel, das in kleinerer und etwas veränderter Gestalt die Lilie der deutschen Stadtgemeinde Wisby wiedergibt und als „Siegel der Gotland besuchenden

Deutschen“ oder auch schlechthin als „Siegel aller Kaufleute“ bezeichnet wird.

Einen Blick müssen wir noch auf den Deutschen Orden werfen, dessen Gebiet so manche Hansestadt einschloß.

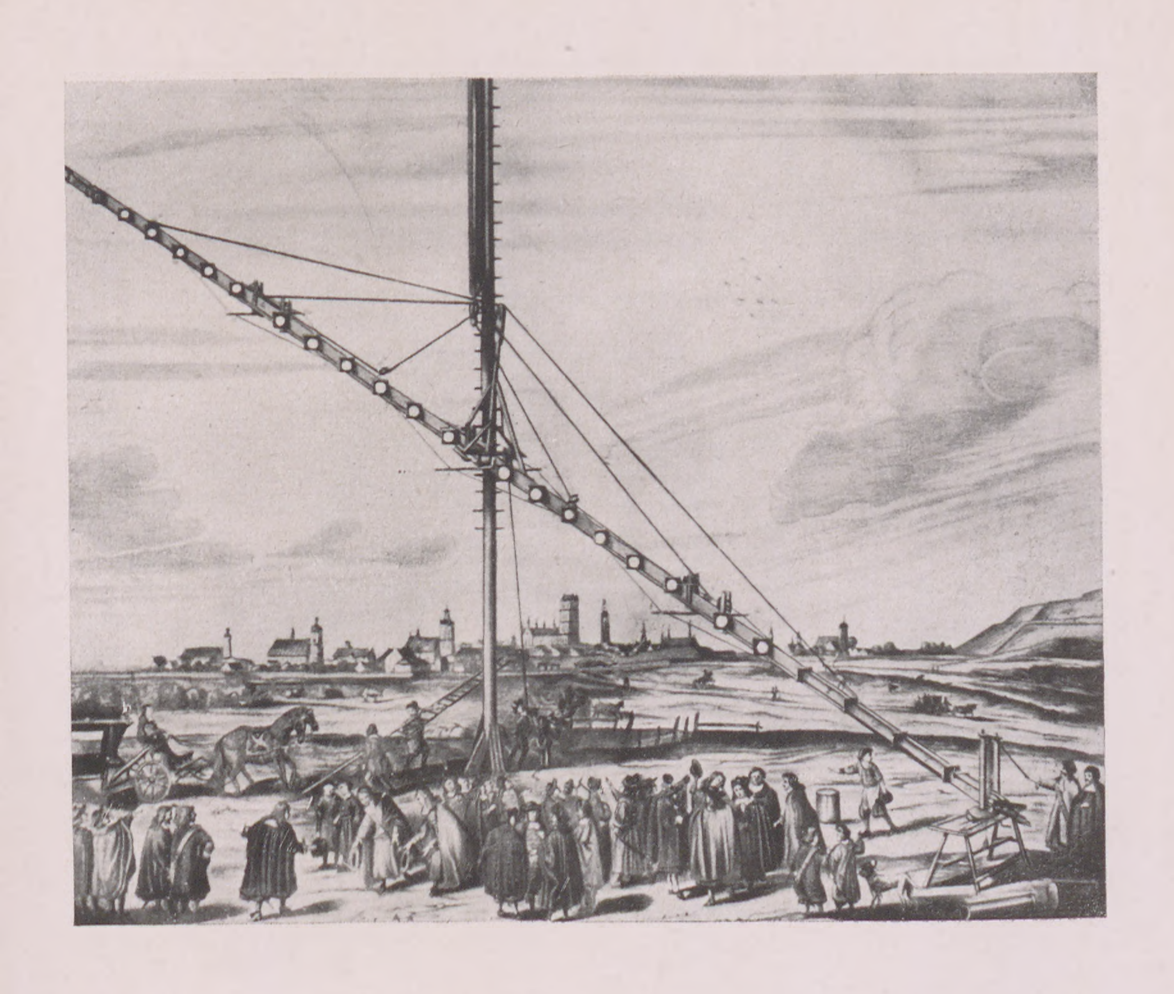
In den verhängnisvollen Tagen, da Kaiser Friedrich Rotbart auf seinem Kreuzzug den Tod fand, trat der Deutsche Orden von St. Marien ins Leben, ein nachgeborenes Kind des älteren deutschen Rittertums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen ihrer siechen Landsleute und nahmen sie in ihre Segelzelte auf. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege, wie die Templer und Johanniter sie den romanischen Kreuzfahrern schon lange zuteil werden ließen. Nach der Eroberung der Stadt wurde die ritterliche deutsche Brüderschaft für die Dauer gestiftet (1190). So standen deutsche Bürger an der Wiege des Deutschen Ritterordens in einer Zeit, in der sonst bereits adliger Übermut den Bürgern das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und „so lange seine Größe währte, hatte der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet“. (Treitschke).

Ein Menschenalter hindurch schien es, als sollte der Orden, der kaum mehr als 200 Mitglieder zählen mochte, seine Kräfte in Palästina, Griechenland und Sizilien verstreuen. Ein Glück war es, daß er auch in Deutschland fromme Stiftungen erhielt, und ein noch größeres, daß ihm i. J. 1210 in dem Hochmeister Hermann von Salza ein genialer Führer erstand. Am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen erzogen, an dessen sängerfreundlicher Wartburg die christlich-deutsche Dichtung emporblühte, genoß er später am Kaiserhofe zu Palermo weltliche Bildung. Hier wurde er von seinem Freunde Friedrich II. in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst eingeweiht. So geschah es, daß der Orden, als er 1226 gegen die heidnischen Preußen einen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann, von diesem Kaiser eifrig gefördert wurde, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war.

Die Kirche aber setzte alle Hebel in Bewegung, um dem Orden von St. Marien die Eroberung des Heidenlandes für seine Schutzheiligen zu sichern. Wer teilnahm an dieser Kreuzfahrt, war frei von jeder Buße. Das Papsttum stand damals auf dem Höhepunkt seiner weltlichen Macht. War an sich schon jeder Kreuzzug ein Vorteil für Rom, so durfte es hoffen, in dem neugewonnenen Gebiet des Deutschen Ordens durch seine Legaten eine schrankenlose Macht auszuüben. In Wirklichkeit aber trat zunächst der nationale Charakter der Eroberungen dieses Kreuzheeres hervor. 1231 ging es über die Weichsel. In sicherem, stetigen Vorwärtsschreiten und nach festem Plan wurde in einer Zeit, die sonst nur eine regellose Kriegführung kannte, ein Stück Landes nach dem anderen erobert.

An den äußersten Grenzen der neugewonnenen Gebiete entstanden jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern: zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder. „Diese vorgeschobenen Posten sind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche ist: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker“. (Treitschke). Infolgedessen waren die Preußen gezwungen, sich in hellen Haufen gegen diese Burgen zu scharen. Die berittenen Deutschen entgingen dadurch der Gefahr des Kleinkrieges, der für sie in diesem Lande der Wälder und Sümpfe unrettbar das Verderben herbeigeführt hätte.

Noch höher wuchsen die Pläne Hermanns von Salza, als 1237 der livländische Schwertorden mit dem Deutschen Orden vereinigt wurde. Auch hier aber unterschied sich der Eroberungszug der deutschen Herren von Grund aus von der „trivialen Rauflust gemeiner ritterlicher Abenteurer“. Nach dem Urteil Treitschkes erhob er sich „in Wahrheit zu der besten Tat des deutschen Adels“, (Treitschke) und zwar durch die Verbindung der Kreuzfahrer mit dem deutschen Bürgertum. Der zähe Widerstand der Preußen ließ sich nicht überwinden, wenn die Mehrzahl der Kreuzfahrer, wie dies bisher geschehen war, nach einjähriger Kriegsreise heimkehrte, sondern nur durch die Ansiedlung deutscher Manneskraft, die nun in vollem Strome in das Land geleitet wurde. Die Bürger Nieder-



Aus der berühmten machina coelestis der
Hevelius'schen Zeichnung.
Im Hintergrund die Türme von Danzig.
(Aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek.)

deutschlands, nach Preußen gerufen, gründeten eine Stadt neben jeder Hauptburg der Ritter. Nur so gelang es, in hartem Kampfe dieses Gebiet für das Deutschtum zu sichern. Um das Jahr 1260 schien der Besitz Preußens einigermaßen gefestet.

+

Wäre der Deutsche Orden nur mit Rittern und Knechten in Preußen eingedrungen, so würde er niemals erreicht haben, was ihm in generationenlanger, mühseliger Arbeit zwischen Weichsel und Njemen gelang: nur im Bunde mit dem deutschen Bürgertum und mit deutschen Bauernsiedlern hat er seine Aufgabe lösen können.

Anfangs gingen der Orden und die preußischen Städte nebeneinander her, später trennten sie sich und wurden einander feind. Daß sie aber in demselben Volkstum wurzelten, zeigen die stolzen Denkmäler ihrer Baukunst.

Die Hanse ist großgeworden in demselben Zeitraum, da Städtekultur und Bürgertum in Deutschland zur Höhe stiegen. Da gleichzeitig in den skandinavischen Ländern und bei den slawischen Völkern beide Elemente verhältnismäßig weit zurückblieben, erlangte das Gefühl der Überlegenheit der Hansen über die Fremde große Stärke. Sehr wichtig wurde dafür weiter der Vorsprung, den die Hansen im Seewesen und im Handel errangen. Die Überzeugung von der nachhaltigen Kraft der Städte und der weisen Zweckmäßigkeit ihrer handelspolitischen Führung spricht sich aus in jener Vertrauenskundgebung südseeischer Städte vom Ende des 13. Jahrhunderts, „ihr anhangen zu wollen wie die Glieder dem Haupte".

Es gehört zu den wichtigsten Merkmalen des Geschichtsverlaufs im Mittelalter, daß während dieser Zeit Deutschland und Italien als Träger der damals mächtigen universalen Idee des Kaisertums und des Papsttums die einzigen Länder waren, die nicht vermochten, sich zur Ausgestaltung eines festen nationalen Staatswesens durchzuringen — und daß eben deshalb die Städte in beiden Ländern eine reichere Blüte entfalteten und zu höherer politischer Macht gelangten als in den übrigen Ländern Europas. Auf deutschem und italienischem Boden haben sich die Städte einer Ungebundenheit erfreut, die in den übrigen Staatsgebilden nicht möglich war. „Mittelalterliche Handelsherrschaft und Seegewalt ist Stadtherrschaft im Mittelmeer wie in den nordischen Gewässern": (Dietrich Schäfer): dort in Pisa, Venedig und Genua, hier in den Hansestädten.

Aus welchen Gründen waren die aufblühenden städtischen Gemeinwesen den Landesfürsten des monarchischen Europa überlegen? Die innere wie die äußere Politik der Städte war so gut wie ausschließlich bestimmt durch ihre wirtschaftlichen Interessen. Eben deshalb waren sie reicher als die Fürsten, während sie sich mit dem Reichtum der Kirche nicht messen konnten. Gerieten Fürsten miteinander in Streit, so bedurften sie des Geldes, um Heere aufzustellen und Kriegsgerät zu kaufen. Die Kirche gab so hohe Leihsummen nicht her, von Juden waren nur kleinere Beträge zu haben. Wohl aber konnte man in den reichen Städten die gewünschten Summen erhalten. Gar nicht selten sind kostbare Geschmeide der fürstlichen Häuser, ja sogar ihre Kronen zu solchem Zwecke verpfändet worden. Selbst die Krönungsinsignien der englischen Könige und noch öfter die der nordischen Herrscher sind den Hansen mehr denn einmal als Unterpfand ausgeliefert worden.

Noch im 14. Jahrhundert erachtete sich die obere Schicht des freien Bürgertums den Rittern als vollkommen ebenbürtig. Deshalb führten sie genau wie die Ritter das Wappen nicht nur zur Dekoration, sondern als wirkliches Abzeichen im Kampfe. Außerdem wurde es damals bereits als Zeichen des Familienstolzes und der Tradition auf dem kostbaren Silbergerät und auf Schlüsseln angebracht. Auch das Silbergerät der Frau, die in eine Familie hineinheiratete, zierte ihr Familienwappen.

In Lübeck hatten beispielsweise die Warendorp ihr Wappen, und zwar jede der drei Linien ein anderes. Einem Gliede der Familie begegnet man 1352 als Deutschordensritter in Preußen, eine Tochter der Familie reichte dem Ritter Johann Tiffenhausen aus Livland die Hand zum Ehebunde. (Fritz Rörig).

Es ist nicht zu leugnen, daß der Bürger jener Jahrhunderte vielfach nur einen beschränkten Gesichtskreis hatte und politisch überaus engherzig sein konnte. Selbst nach dem Urteil Dietrich Schäfers hat der deutsche Bürger an Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit „im allgemeinen genau soviel, ja in politischen Fragen sicher ein gut Teil mehr geleistet als andere Bevölkerungsklassen. Und davon macht die Hanse keine Ausnahme.“ (Dietrich Schäfer): Das Reich war ihr so fremd wie irgendeinem anderen seiner Stände. Gleich den Niederlanden und den Eidgenossenschaften würde sie sich vom Reiche gelöst haben, wenn die geographische Lage das irgendwie gestattet hätte.

Hingegen haben die Hansen Gut und Blut für das ihnen nächstliegende, d. h. ihr Gemeinwesen, ihre Stadt, mit aller Kraft eingesetzt. Insonderheit hat sich die Wehrhaftigkeit bei den Hansegenossen sehr viel länger erhalten als in den nicht weniger reichen, großen und festen Städten Süd- und Mitteldeutschlands. Als Augsburg, Nürnberg, Straßburg, sich willenlos jedem hingaben, der mit Heeresmacht vor ihren Mauern erschien, haben Lübecks Bürger und Ratmannen noch in Seeschlachten ihr Blut für die Handelsfreiheit ihrer Stadt vergossen, und Braunschweig, Magdeburg und Stralsund, Bremen und Hamburg haben sich ihrer Feinde und Bedränger durch Mut und Kraft ihrer Bürger erwehrt.

+

Die Selbständigkeit, mit der die Hansestädte ihre Handels-, Wirtschafts- und Schiffahrtspolitik trieben, steigerte das Vertrauen zu ihnen. Kurze Zeit nur verstrich seit der Entstehung der Hanse, bis sie uns als ein Bündnis fast selbständiger, unabhängiger Städte entgegentritt. Der Handelskrieg mit Flandern, der 1360 endete, ließ die Hanse als solche dem Auslande gegenüber klar als die Leiterin der Handelspolitik in Erscheinung treten. Umsonst hatten die Gegner versucht, Köln von dem Bunde abzuziehen. Nicht gering war die Eifersucht dieser Stadt auf das jüngere, glücklichere Lübeck. Trotzdem blieb Köln der Hanse treu, ja die Stadt Brügge machte einem angesehenen Kölner Kaufmann, dem Ritter Sander Jude, ein Ehrengeschenk, weil er durch seine vermittelnde Tätigkeit den Friedensschluß gefördert hatte.

Ihrer Macht und ihrer Bedeutung war sich die Hanse durchaus bewußt. Sicher hat sie daraus bedeutende Kraft gezogen. „Welchen Eindruck mußte es nicht in den Matrosenschenken von Sluis machen, wenn ein Eingeweihter erzählte, der ‚deutsche Kaufmann‘ verlange vom Herzog von Burgund, dem Königsohn von Frankreich, trotz Pfahlwerk und Ketten der Hafensperre auch zur Nachtzeit in den Hafen einzulaufen.

Im übrigen erhöhte es die Achtung der Ausländer vor der Macht des hansischen Städtebundes, daß sie nur sehr unbestimmt über letzteren Bescheid wußten, so daß der Phantasie freier Spielraum blieb.

Auch die Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation stärkte das Selbstgefühl der Hansen. Mochte sich das Reich um den Außenhandel seiner Seestädte so gut wie gar nicht kümmern — der Kaufmann erinnerte sich doch gern der Tatsache, daß er unter dem höchsten Herrscher der Christenheit stand. Das stereotype Geschenk des Kontors an befreundete Gotteshäuser waren Glasfenster mit Bildnissen des Kaisers und der 7 Kurfürsten, und die Tapisserie des „Kaufmanns“, die bei den Feierlichkeiten der jährlichen Wahl der Älterleute im Chor der Karmeliterkirche in Brügge aufgehängt wurde, wies ebenfalls die Figuren von „Kaiser und Kurfürsten“ auf. Auch der Wappenbrief, den das Kontor 1486 von Kaiser Friedrich III. erwarb und der den schwarz-gelben Doppeladler mit gleichfarbiger, von einer Kaiserkrone überragten Helmdecke zeigt, gehört in diesen Zusammenhang.

+

War der Umkreis der literarischen Schöpfungen, die man in den Hansestädten genoß, ein sehr weiter, so daß sich darin Fremdes und Einheimisches mischten, so ist doch der Hanse, dessen nationale Einstellung über jeden Zweifel erhaben ist, niemals in jene blinde Bewunderung und „alamodische“ Nachäffung des Fremden verfallen, deren sich Höfe und Adel im 17. und 18. Jahr-

hundert schuldig machten, indem sie ihre Muttersprache hintansetzten und sich mit fremden Sprachlappen brüsteten. Niemals hätte man von irgend einer Hansestadt sagen können, wie das 1689 eine Schrift „Der deutschfranzösische Modegeist“ namentlich den Höfen zum Vorwurf machte:

„Heutzutage muß alles französisch sein, französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisch Tanzen, französische Musik und französische Krankheit. Der stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist hat uns durch schmeichelnde Reden gleichsam eingeschläfert. Die meisten deutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer in denselben versorgt sein will, muß Französisch können und besonders in Paris gewesen sein“.

Nein, mit der Blütezeit der Hanse fällt die Blütezeit der niedermitteldeutschen Literatur zusammen; stets ist man hier auch im Schrifttum deutsch gewesen.

+

Der lebhafte Handelsverkehr der Hanse schuf, mochte sie durchaus städtisch eingestellt sein, doch eine segensvolle Wechselwirkung zwischen Stadt und Land. Das Aufblühen dieser zahlreichen Städte würde gar nicht möglich gewesen sein, hätte nicht dank der Nachfrage nach den Erzeugnissen des umliegenden Landes auch letzteres steigende Wohlhabenheit gewonnen. Für das weite Gebiet im Norden Deutschlands, in welchem die Hanse ihre äußersten südlichen Vorposten in Köln, Göttingen, Halle, Breslau und Krakau hatte, führte die dank dem steigenden Bedarf der Städte (für den eigenen Verbrauch und für den Außenhandel) wachsende Nachfrage eine Steigerung der Erzeugung in Landwirtschaft, Waldnutzung und Bergbau herbei, die allenthalben einen gewissen Wohlstand verbreitete.

Das nämliche galt für die fremden Länder, in denen sich die Hansen betätigten. Wie sehr sie wirtschaftlich diesen Gebieten nutzten, hebt sich durch nichts klarer hervor als durch die mannigfachen Privilegien, die ihnen dort zuteil wurden. Keines davon ist mit dem Schwerte in der Hand erzwungen worden, alle wurden ihnen aus kluger Berechnung eingeräumt: die Landesfürsten sahen, welchen wirtschaftlichen Aufschwung der Handel dieser Fremdlinge nach sich zog. Allerdings hat die geschickte und kraftvolle Politik der Hansestädte alles getan, um ihre Interessen zu fördern. Jedoch ohne die wirtschaftliche Überlegenheit und die wirtschaftlichen Leistungen der Hanse würde man in Dänemark und Skandinavien ebensowenig wie in den slawischen Ländern oder in England daran gedacht haben, ihnen irgendwelche Vorrechte einzuräumen.

Hermann Haßbargen

Zur Buchausstellung der Stadtbibliothek in Danzig

Im August 1941 wurde in den Räumen des Stadtmuseums in Danzig eine Buchausstellung eröffnet, die die wenig bekannten Schätze der großen Danziger Stadtbibliothek einmal einer umfangreicheren Öffentlichkeit vorführte. Der Direktor der Stadtbibliothek in Danzig, Herr Dr. Hermann Haßbargen, führte am Beginn der Ausstellung in ihr Wesen und ihre Schätze mit einem kurzen Vortrag ein, den wir nachstehend wiedergeben. Die hier in Abbildungen gezeigten Stücke stammen aus jener Ausstellung der Schätze der Danziger Stadtbibliothek.

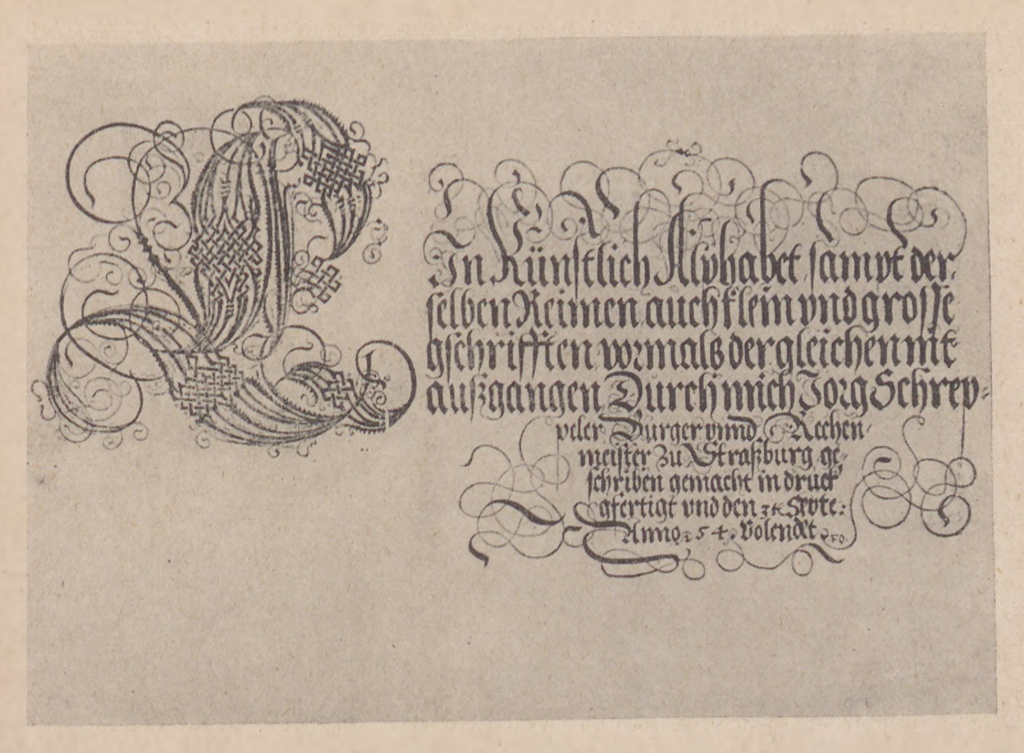
Goethes „Faust" ist gewiß ein Kunstwerk höchsten Ranges. Der Wert dieses Kunstwerkes liegt aber in seiner inneren Gestaltung, im dichterisch-gedanklichen Gefüge und selbstverständlich nicht in der äußeren Gestaltung des Druckwerks. Allgemein ausgedrückt: Eine Buchausstellung kann, sofern sie die Inhalte der Bücher meint, nur aus symbolhaften Andeutungen bestehen, die mehr oder minder nur dem Wissenden etwas sagen und Gedanken ins Spiel bringen, die dem ausgestellten Gegenstande angemessen sind.

Den äußeren Anlaß zu dieser Ausstellung gibt das Gedenken an jenen Mann, der vor 350 Jahren bei Weichselmünde Schiffbruch litt und dessen Bücher damals als Grundstock zu der ins Leben zu rufenden Ratsbibliothek bestimmt wurden. Dieser Mann war Johannes Bonifazius Marchese Doria, ein italienischer Edelmann, ein Neapolitaner, der mit irdischen Gütern und geistigen Gaben reich gesegnet, dennoch als Irrender in der Fremde hier bei uns im heimatfernen Danzig seine müden Tage beschließen sollte.

Dieser Bonifazius wurde ein Opfer seines Jahrhunderts, des 16. Jahrhunderts, das nach dem Hochflug von Humanismus und Renaissance auch in Italien zu festerer Gestaltung und neuer Bindung sich gezwungen sah, weil der deutsche Mönch, der Luther, die Festung der mittelalterlichen Welt mit dem Anspruch einer neuen und besseren Ordnung erfolgreich berannt hatte. Der Lehre der Reformatoren und besonders der des humanistischen Melanchthon hatte der junge Bonifazius als überzeugter Humanist sich frühzeitig zugewandt, er hatte seinen Reichtum verwendet zur Förderung von Dichtern und Denkern und war als ein Ketzer, der er war, mit der Inquisition in Berührung gekommen, jener Inquisition, die in der Zeit des zu neuer Festigung strebenden Tridentiner Konzils die freien Geister wieder einfangen oder doch zum Schweigen bringen wollte, mochten die Päpste vor dem Auftreten Luthers sich noch so renaissancefreudig und humanistisch gebärdet haben.

Bald wurde für den begüterten Edelmann die Lage bedrohlich. In Venedig, wohin er sich zurückgezogen hatte, wollte man ihn festnehmen. Er floh, wie zahlreiche seiner freigesinnten Landsleute, nach Genf, wo Calvin dabei war, seine reformierte Kirche auszubauen.

Da Bonifazius ein Humanist und trotz seiner Bziehungen zu deutschen Reformatoren im Grunde nicht religiös bestimmt



Ein Künstlich Alphabet sampt der
selben Reimen auch klein vnd grosse
gschrifften vormals dergleichen nit
außgangen Durch mich Jorg Schrep-
peler Burger vnnd Rechen
meister zu Straßburg ge-
schriben gemacht in druck
gfertigt vnd den 3. Octo:
Anno 54 volendt

Das Schreibmeisterbuch des Straßburger Schreib- und Rechenmeisters Georg Schreppeler, 1554, das einzig bekanate Exemplar aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek

war, so war seines Bleibens in Genf nicht. Er wollte die verlassene Unfreiheit nicht mit einer neuen vertauschen.

Nun begann für ihn ein Reise- und Wanderleben großen Stils. Paris und Wilna, Wien und London sahen diesen merkwürdigen Reisenden, der in ständiger Flucht vor der Inquisition — seine Humanistenbibliothek mit sich führend — von Land zu Land reiste.

So konnte es sich ereignen, daß der Neapolitaner, im September 1591 zu Schiff von England kommend, vor Weichselmünde Schiffbruch litt. Der Reisende und seine Bücher wurden gerettet. Müde und fast mittellos geworden, stiftete er seine Bibliothek der Stadt, und der Rat der reichen Hansestadt sicherte ihm Bleibe und angemessenen Unterhalt bis an sein Ende im Jahre 1597.

Unter den ausgestellten Büchern des Bonifazius finden wir auch eine Handschrift von seiner Hand. Sie enthält in schöner, fester Schrift 45 lateinische Gedichte — Gedichte auf seinen langjährigen Begleiter, sein Hündchen Viola. Ein erschütterndes Dokument! Hier spricht ein Einsamer, der — den Menschen abgewandt — noch in der Erinnerung zu seinem Hunde sich flüchtet. Dieser Mann hatte den Weg zum Du und die Kraft zum Du verloren. So endete sein Leben in der Fremde. Niemand weiß mehr von ihm, außer den wenigen, die sein Erbe betreuen und die Haltung dieses unglücklich aufrechten Mannes achten.

Dennoch ist dieses Schicksal nicht dazu angetan, hier in dieser Stunde für uns symbolisch aufleuchten zu lassen, in welchen Höhen oder Tiefen die Kraft des schöpferischen Geistes zu suchen ist.

Dienlicher dazu wird uns ein im Äußeren verwandtes, im Inneren aber entgegengesetztes Schicksal eines geistigen Menschen sein, das seines Landsmannes und Zeitgenossen Giordano Bruno, der im Jahre 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen seine Sendung beschloß.



Vierstimmiges Lied des Komponisten Rivulo nach Danziger Ausrufen für gesellige Musik im Artushof.
(Aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek.)

Wie jener Bonifazius stand Giordano Bruno, der Dominikaner, der die Kutte ablegte und in die Welt wanderte, mitten in den geistigen Kämpfen des Jahrhunderts. Wie jener kam er nach Genf, ohne dort in der ordnenden Enge eines Calvin verweilen zu können. Wie jener war er in Paris, in Prag und in England. War auch er auf der Flucht? Er war es, weil auch ihm die Inquisitoren nachstellten, er war es nicht, weil er überall Gefährten suchte für seinen stürmenden, schöpferischen Geist, der mit einem neuen Weltbild rang, dem Weltbild von der Unendlichkeit des Alls.

Wie sollten wir hier nicht des großen Preußen gedenken, des Nicolaus Copernicus, der im Zuge des Humanismus, der geistigen Welt der schöpferischen Griechen zugewandt, in der Geborgenheit der Frauenburger Klause mit unsäglicher Anstrengung neu eroberte, was die Griechen schon geahnt und vorübergehend auch gewußt hatten, daß unsre Erde ein Stern ist unter Sternen.

Diesen unsern Copernicus hat Giordano Bruno gepriesen in folgenden Hymnen:

„Hier begrüßen wir dich, du mit herrlichstem Sinn Begabter,
Dessen erhabenen Geist ein ruhmlos dunkler Zeitstrom
Nimmer bedeckt, deſſ' Stimme der Toren dumpfes Gemurmel
Freudig und frisch durchschallt, hochedler Copernicus, dessen
Mahnendes Wort an der Pforte der Jünglingsseele mir pochte,
Da ich noch mit Sinn und Verstand ein anderes meinte,
Als ich jetzo gefunden hab' und greife mit Händen!
Siehe, da öffnete sich die lautere Quelle der Wahrheit,
Wie dein Stab sie berührt, und hellauf glänzte die Schönheit
Nun mir der Welt — denn es hat im Wendepunkte der Zeiten
Gott zum Diener auch mich des besseren Tages erkoren —."



Frau mit Leiter. Eine alte Danziger Stammbuchzeichnung.
(Aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek.)

„Denn es hat im Wendepunkte der Zeiten Gott zum Diener auch mich des besseren Tages erkoren!“ Worin bestand der Dienst des Giordano Bruno? Hatte Copernicus die Sonne in die Mitte gesetzt und damit die Wende vorbereitet, so war dennoch bei ihm die abschließende Grenze nicht gefallen. Die 10. Sphäre, die der Fixsterne, war geblieben. Diese riß die imaginative schöpferische Kraft Brunos ein: Er lehrte, daß die Fixsterne Sonnen seien, lehrte die Vielheit der Welten und die Unendlichkeit des Alls.

Wer sich erinnert an Alfred Rosenbergs Ausführungen über die statische Kunst der Griechen und die dynamische des Abendlandes, der mag hier eine Parallele sehen, indem er erkennt, wie der schöpferische Geist des Nolaners über das Griechentum hinaus einen Schritt vorwärts tat.

Wie alle schöpferischen Menschen war Bruno seiner Sendung sich bewußt. Er war ein Getriebener, ein Besessener, die Wahrheit war mit ihm, durchbrach in ihm die Schwelle des Bewußtseins — vor der Erfindung des bestätigenden Fernrohrs.

Dennoch kam die Wahrheit nicht ungehemmt zum Siege. Für Bruno galt, was Goethe in die Worte gefaßt hat:

„Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“



Krakau in der Weltchronik des Nürnberger Arztes Schedel, gedruckt 1493 bei Coberger, dem größten Druckunternehmen der Inkunabelzeit

Wie an unsichtbaren Fäden gezogen, hatte Bruno von seiner großen Reise sich nach Italien zurückgewandt, war in Venedig in die Fangnetze der Inquisition gegangen und fand noch nach neunjährigem Kerker die Kraft, den Flammentod zu bestehen.

Dieses sein Schicksal wurde ihm in Rom. Es hätte ihm, wie schon angedeutet, auch in Genf zuteil werden können.

Wie leicht meint wohl jeder von uns, nicht zu den Richtern und Lästerern eines solchen Mannes gehört zu haben, wäre er sein Zeitgenosse gewesen. Hieße aber die vorschnelle Verneinung dieser Gewissensfrage nicht die Situation verkennen, hieße dies nicht, daß wir übersähen, wie die meisten — gebunden in der Gemeinschaft — auch den Gesetzen der Gemeinschaft folgen und ihnen gemäß sich verhalten müssen? Nur wenigen ist der Auftrag im schicksalhaften Gefüge des Lebens gegeben, weithin voranzuleuchten, nur wenigen die Kraft, einer solchen Sendung über den Tod hinaus getreu zu sein. Diese wenigen aber sind es, die uns inne werden lassen, daß schöpferischer Geist zutiefst dem Leben verbunden ist, daß eine Rückbindung besteht, eine religio. Eine Rückbindung zu wem? Sagen wir zum Leben, sagen wir zu Gott, das mag gleich gelten, wenn wahre Ehrfurcht unsere Aussage trägt.

Dann sind wir jedenfalls jener oberflächlichen Anschauung überhoben, daß das Reich des Geistes losgelöst von dem tragenden Leben der Völker in höheren Regionen mit nur ihm eigenen Gesetze schwebe. Nein! Der Geist ist dem Leben verbunden — verbunden in der Tiefe der Tragik.

Wie sollten wir besser dies uns verdeutlichen können, als wenn wir in unserer großen und schweren Zeit der Soldaten gedenken, unserer Soldaten und des Soldaten. Gäbe es — dem erträumten geistigen Reich entsprechend — die Menschheit in paradiesischer Einheit, dann wären Soldaten nicht not. Aber das Leben überhaupt und das der Menschen ist aufgespalten in Rassen und Völker. Der Soldat steht zu seinem Volk, kämpft für sein Volk. Hat er den ritterlich kämpfenden Gegner besiegt, dann sieht er im überwundenen Gegner den Soldaten, sieht den, der auch das Seine tun mußte und tat. Die im Kampf Getrennten bindet die gemeinsame Pflicht. So wenigstens empfindet und demgemäß handelt der deutsche Soldat. In heroischem Kampf überwindet er die lebensumstrickenden finstern Mächte, überwindet sie im Dienste einer neuen höheren Lebensordnung, die der Führer erschaute und mit seinem Volk erkämpft.

Diesen zutiefst lebensverbundenen Geist des deutschen Soldaten, ihn dürfen und müssen wir erkennen auch in dem Bereich, den wir im engeren Sinne als den geistigen Bereich bezeichnen. Dieses geistige Reich ist uns aufbewahrt und erschlossen in den Büchern und in den Büchereien. Welcher Art immer die hier ausgestellten Bücher sein mögen, sie sind Zeugen ringenden, opfervollen Lebens. So die voranleuchtenden Schöpfungen großer Geister und so auch die ausbauenden und bewahrenden Werke, die zu jenen notwendig gehören.

Wenn diese kleine Ausstellung imstande ist, in dem Beschauer die Ehrfurcht zu wecken, die dem schöpferischen Geiste gebührt und die Achtung zu mehren, welche die immer opfervolle, wahre geistige Arbeit verdient, dann mag sie gerade in dieser Zeit einer Schicksalswende ihre Berechtigung haben.

Herbst

Wie seltsam ist das: Hast du überschritten
des Lebens Gipfel, stehst du schon inmitten
des Scheidens, und die Jahre gehn wie Sand
von einer Totenuhr durch deine Hand;
auch alles, was du einst geliebt, gelitten,
klingt wie von ferne, hold und unbekannt...

Denn da ist nichts, das dir ein frohes Rasten
bescheiden könnte, alles geht mit Hasten,
es tost vorbei wie in der Eisenbahn,
wenn du am Fenster sitzest, und die Wiesen
zu Hügeln werden, Felsen, Schneehauptriesen,
bevor du dich den Wundern aufgetan.

Und Mädchen sind, die gestern Knaben waren,
und heute schreiten in dem wunderbaren
Glanz ihres Reifens, der sie selbst verwirrt,
sie werden still und dunkel wie die Bronnen,
und plötzlich tragen sie, stumme Madonnen,
den jungen Schoß, in dem das Leben wird.

Es blüht um dich mit üppigem Verschwenden,
doch eh' die Kränze welken an den Wänden,
hängen schon neue da in Duft und Pracht.
Du aber hast nur teil an diesen Gaben
wie einer, der zu fremdem Tisch geladen,
die Speisen wählt, abwartend und bedacht.

Das Dasein siehst du wie von Bergeshöhen,
milde besonnt in abendlichem Licht;
versunken bleibst du an den Feldern stehen,
wenn sie die ersten reifen Halme mähen,
und fühlst, wie etwas leis in dir zerbricht.

Da drückst du dir den Hut tief ins Gesicht,
denn es wird Herbst. Und wendest dich zum Gehen.

Willibald Omansen

Geschick eines Knaben im Nordischen Krieg

Erzählung von Karl v. Bremen,
gefallen gegen Sowjetrußland im Juli 1941

(Schluß.)

In den Norden verschlagen, zusammen mit der Estländischen Adelsfahne, kämpfte auch ein Capitän Woiworitsch, der erste Sohn des litauischen Fürsten Woiworitsch, im März 1704 an der Grenze von Ingermanland gegen die Moskowiter. Woiworitsch, dessen Haß gegen den Zaren und die Polen bekannt war, unterstellte seine eigene Schwadron Dragoner dem Großfeldherrn von Litauen. Und jener bat ihn persönlich diesen Ritt bis nach Estland zu wagen, um Botschaft vom verbündeten König Carl XII. von Schweden nach Dorpat zu überbringen. Der Capitän führte diesen Freundschaftsdienst gerne aus, weil er wiederum eine Gefälligkeit des Großfeldherrn Sapieha dem jungen König Carl gegenüber darstellte. Bei diesem Streifzug war die Mannschaft des Litauers arg zusammengeblutet. Jetzt reiten sie wieder nach Litauen zurück.

Ja seht, dort auf freiem Felde erblicken Woiworitschs Dragoner den Knaben; der Capitän beugt sich herunter, bemerkt die Erschöpfung und läd den Junker mit einer Handbewegung zu sich ans Pferd, — der schaut dem Landfremden mißtrauisch entgegen.

„Ho, Offizier, wenn Du mich mitnehmen willst, dann gib mir ein anderes Pferd! Kann ich denn wissen, ob Du nicht die Pest in dir trägst? Pferde aber haben niemals die Pest.“

„Junger Herr, hätten wir die Pest, würden wir dann bis nach Litauen reiten! So weiten Ritt mit der Pest unter der Uniform, — wie stellt Ihr euch denn sowas vor?“

„Laßt einen Soldaten absitzen, wir wollen uns abwechseln, bald ich im Sattel, bald er.“

„Die halbe Strecke nebenherlaufen? Paar hundert Meilen! Mein bestes Handpferd soll euch tragen, denn Ihr sollt mein Gast sein, Junker.“

„Woher habt Ihr denn so viele Pferde? Beutepferde, wie! Unseren Höfen weggenommen. Wie dürft Ihr so unbändig rauben. Uns Deutschen bleibt gar nichts übrig als die Ruinen von Estland. Wie sollen wir morgen ackern? Ihr seht ja selbst, unser Land ist gestorben, schon ausgehungert.“

„Kriegsbrauch, junger Herr. Doch bei meinem Vater, zu Hause in Barje, wohin ich Euch bringen möchte, da zeigt sich ein versprengter Kriegsmann seltener als die Bären oder Wölfe.“

Carl Lechts sitzt nun im Sattel.

„Wie lange wollt Ihr denn noch reiten, Offizier?“

„Zwei Wochen, — dennoch werden sie euch besser bekommen als hier umherzuirren. Ihr wolltet also nach Dorpat, wißt Ihr auch, daß dieser Weg der verkehrte war! Zu eurem Vater — vielleicht gelingt es uns, ihn auf dem Kriegsacker zu finden. Der Herr Vater sei

Obristleutnant der schwedischen Krone, sagtet Ihr?“

Wie beim Hagelschlag so knickten die Reiter aus Fürst Woiworitschs Schwadron vor den Salven des Feindes. „Zwei Dutzend Mann leben noch, oder sind es drei. Mehr jedenfalls nicht. Der Zahlmeister mag es genau wissen! Es sind angeworbene deutsche Dragoner.“

So prächtige Uniformen hat der Knabe noch nie geschaut, er mustert die Tressen am Waffenrock des Litauers. Und die Innenseite des Umhanges prunkt in roter Seide und die Reitstiefel glänzen, gar keine Sonne scheint, und trotzdem glänzen sie.

„Ist das Gold?“

„Was meint Ihr denn?“

„Eure Tressen am Rock und Kragen, die Schnüre und Bänder über der Brust, die Schnallen an den Stiefeln, — sind die aus Gold?“

„Eure Offiziere verachten wohl das Gold, nicht wahr? Ich erblickte am Waffenrock eures Nordlandkönigs keinen Edelstein. Seine Krone ist wohl aus Eisen!“

„Ich trage im Sommer und Winter immer denselben Rock.“

„Das bringt die Kriegszeit mit sich. Bauern überfallen aus Hunger sogar ihre eigenen Brüder, sagt man. Wenn euch die Esten hier eingekreist hätten? Eure Pistole wäre rasch verschossen, und was dann?“

Nicht deswegen willigte der Knabe ein; überglücklich ist er geworden, denn nun muß er ja auf die Spur des Vaters kommen.

„Na, wie trabt die Rappstute? Ihr habt es doch gut bei mir. Ist es nicht besser so, Junker, ich nahm Euch mit?“

Es währt geraume Zeit, bis Carl Lechts alles begreift, was Capitän Woiworitsch ihm erzählt, denn jener beherrscht nur notdürftig die deutsche Sprache. Obwohl der Knabe hart an seiner rechten Seite reitet, so fegt der Wind dennoch manches Wort fort. Außerdem ist er des Trabens ungewohnt. Und nicht zuletzt sind der Parteien und Namen in Litauen und Polen so viele, daß es mühsam wird, sich dort zurechtzufinden.

Das Großherzogtum Litauen war mit Polen verbunden. Doch die alten Geschlechter Litauens mochten sich den habgierigen Polen nicht unterwerfen. Bevor König Carl von Schweden dem Fürsten Sapieha zu Hilfe kam, plünderten die Polenfürsten Oginsky und Wiesnowitzky die Ländereien der großen Herren Litauens. — Doch Barje war bisher vom Krieg verschont geblieben.

Der fremde Offizier erzählt gern von flinken Abenteuern und Jagdgelagen in Barje. Carl muß zuhören und ihm ins Gesicht blicken. Das fällt ihm schwer, weil er nicht verraten darf wie schlaftrunken und wund er sich im Sattel aufrecht hält. Lange ist Carl allein gewesen und er hat sich so daran gewöhnt, in Bewegungen und Worten kund zu tun, was ihm zuwider läuft. Doch heute muß er sich zusammennehmen!

So reiten sie quer durch Livland. Nur sparsam wurde hier Getreide ausgesät. Sie traben vorbei an zerbrochenen Pulverkarren und Pferdekadavern. Und auf jenem Felde müssen sie sich geschlagen haben; Flinten, Fellmützen, Piken aller Art liegen verstreut.

Nur selten begegnen ihnen Streiftrupps. Diesen Kriegsleuten dankt der Litauer für jede kleine Gefälligkeit mit einem Schwall höflicher Worte, über die Carl Lechts insgeheim doch lachen muß. Aber vielleicht täte er gut daran, sie sich einzuprägen. Vielleicht werden darum dem Capitän so schnell alle Tore geöffnet, wenn er um Einlaß und Nachtquartier bittet. — Wie ernst und unbeholfen fühlt sich dagegen der deutsche Knabe!

Und dann erreichen sie die Düna, den mächtigen Strom, der Livland von Kurland scheidet. Ein Prahm bringt sie ungefährdet hinüber.

Später als sonst, es wurde abends mächtig gezecht, verlassen sie im scharfen Trabe ihr Biwak, ziehen nun straßab, immer weiter nach Südwest und bald erreichen sie die litauische Grenze. Hier spricht niemand mehr in Carls Muttersprache. Die Hütten sehen dürftig aus, ärmlicher als drüben in Estland, doch aus jedem Giebel steigt friedlich Rauch empor und das Korn wächst üppig. De-

mütig küssen die Leibeigenen die Stiefel des Capitäns und Carl erblickt einen Händler, der hat unter der Pelzjacke, — sie tragen hier noch im Sommer Pelze, — unter dem Pelz trägt der Litauer einen Gürtel, der bestickt ist mit silbernen Münzen!

Eines Abends reiten sie auf einem Gutshof ein, sie werden vom Major Michail Sapieha herzlich empfangen und alle sind fröhlich über das Wiedersehen und aufgeräumt. Carl staunt über die Pracht der Humpen und Geschirre, über die, bunten und geschliffenen Gläser, die schwer gefaltete Seide der Gewänder, über die großen Braten in Litauen. — Als Gastgeschenk erhält der Knabe einen Degen. Auf der Klinge sind Bilder einer Hetzjagd eingeritzt und zierlich eingestreute Blumen. Der Degen ist fein, doch der Knabe spürt kaum sein Gewicht, es scheint ihm mehr ein Prunkstück zu sein, als eine handfeste Waffe! In seiner Muttersprache dankt er für die Gastfreundschaft, — sie haben ihn wohl verstanden...

In der Ferne entschwindet die Ostseeheimat, Vater, Mutter und Carls Brüder...

Der Capitän sagt: „Seht, dort gabelt sich der Weg, reitet Ihr drei Stunden weiter, dann gelangt Ihr zum Kloster Urjachnje. Dort in der Kapelle liegen ungezählte Woiworitschs beerdigt. Es ist ein sehr berühmtes Wallfahrtskloster mit einer gnadenspendenden Madonna. Zu Ostern pilgert das fromme Volk dorthin, um auf den Knien Opfer darzubringen. Früher ließ ich mich dort auch immer blicken, dies Jahr dachte ich wenig daran, in den heiligen Ostertagen scharmützelten wir heftig mit der Garde des Zaren. Schaut an, wie breit die Straße zum Kloster zu Ostern ausgefahren wurde!"

Hier kennt der junge Fürst bald jeden Weg und Steg. „Wenn die Sonne über unserem Scheitel scheint, dann sind wir daheim, in Barje angelangt".

Je mehr sie sich dem Sitz der Woiworitsch's nähern, desto beklommener wird es dem Knaben zu Mute, derweil der Capitän heiter auf ihn einspricht. Seitdem Carl diesen Kavaliersdegen umschnallte, weiß er nicht recht, was er hier noch weiter soll. Wo wird er seinen Vater treffen? Er hat im Stillen immerzu gerufen: Johann Lechts, Vater, gib mir ein Zeichen, wohin ich nun reiten soll! Doch im Walde singen die Vögel zu laut, daher kann er wohl die Stimme seines Vaters nicht hören...

Bei einer Biegung des Weges spornt der Capitän sein Pferd an und weist mit der Degenhand nach vorn. Alle Mann reißen noch einmal ihre Traber zusammen, Staub wirbelt, dann erreicht die Kavalkade das langausgestreckte weiße Haus, den Sitz der Litauerfürsten, von strohgedeckten Stallungen und niedrigen Scheunen umgeben. Das also ist Barje!

Wohl zur gleichen Zeit erreicht eine Nachricht Dorpat, die alle Bürger und Soldaten aufatmen läßt und glauben macht, die Truppenhaufen des Feindes müßten jetzt abziehen um St. Petersburg zu schützen.

Generalmajor Maydell, der mit seinem Regiment in Finnland stand, rückte in Gewaltmärschen gegen Nyenschantz vor, einer Festung, dicht vor der jungen Hauptstadt des Zaren. Mit wenigen Soldaten, harten Finnen, die vom Kampf kaum abzuhalten waren, überfiel Maydell den Feind — und rannte ihn über den Haufen!

Es fehlte nicht viel, — die Schuld daran trägt allein die verzögerte Abkunft der Flotte — dann hätte Freiherr von Maydell die Newa überschritten und St. Petersburg überrumpelt, da die große Truppenmasse des Zaren zu der Zeit Estlands Grenzfestungen Narva und Dorpat belagerte.

So hatten die schwerbedrängten Städte alle Hoffnung auf den kühnen Gewaltstreich des Generals gesetzt. — Aber seine Flotte strandete auf den Riffen und daher mußte er seine tapferen Finnländer zurückziehen.

— Darüber war man im Russenlager wohl unterrichtet. Eine verschärfte Belagerung Dorpats setzte sofort ein. Bomben flogen in die Stadt; zweihundert, ja dreihundert am Tag, nicht zu zählen die Kanonenkugeln, die bestimmt waren, in die Wehrmauern Breschen zu reißen.

Dorpat antwortete mit eigenen Geschützen. Es waren jedoch nur wenige nachgeblieben. Befestigungswälle und Türme waren zusammengeschossen und längst ungangbar geworden.

Tuve Lechts war wohl der jüngste Fähnrich des Bataillons von Tiesenhausen; aber man sah es dem Krieger nicht an...

Es ist Mittagszeit und zwei dunkle und zwei helle Glocken läuten in Barje. Alle Leibeigenen haben sich versammelt, barhäuptig warten sie, Weiber in bunten Blusen werfen Blumen zum Balkon empor, auf den der Capitän heraustritt. Er scherzt mit den Leuten und lacht und sie lachen wieder, schwenken Tücher und Mützen. Und ihm zur Seite erhebt sich die würdige Gestalt des mächtigen Vaters, des alten Magnaten Woiworitsch.

Carl Lechts aber steht im Saal beiseite, er soll ja auch nach vorn treten. Aber wozu muß er denn mit den Fremden lachen? Er ist traurig und müde — schwer vor Heimweh.

Da galoppieren mehrere Jäger davon. „Sie laden die Gäste ein“, — redet jemand neben ihm.

Allen, denen der Capitän dann die Hand schüttelt, sagt er, zum Knaben gewandt: „Das ist Carl Lechts, ein junger Freund aus Estland, ein deutscher Junker, der mich als Gast hierher begleitet hat.“

An die Vielbeweglichkeit, das Lachen, und an die Tränen und Küsse kann sich der Knabe noch nicht gewöhnen, denn in Barje werden Feste gefeiert, wie man sie in Estland niemals kannte. Jedenfalls hat Bruder Tuve nie davon erzählt. Fast benommen ist Carl von den üppigen Kostbarkeiten: Teppiche und Seide hängen längs den Wänden und die Stühle haben weiche Polster. Auf einer Seite des Saales fiedeln vier Musikanten. Nachdem schon viele Kerzen verloschen sind, geigen sie immer noch Polka und Mazurka. — Da klangen die Trommeln der Krieger vor den Mauern Revals doch anders!

Lakaien in roten silberverschnürten Röcken huschen lautlos umher, haben schwarze Haare und runde, erhitzte Köpfe.

In dieser Nacht zieht das Hofgesinde im Fackelzug am Schloß vorbei, sie rufen und singen. Die Türen sind weit geöffnet, jeder darf eintreten. Im Keller sind lange Tafeln gedeckt. Jeder ist heute willkommen, darf essen und trinken soviel er mag, Weißbrot, Braten und Honigmet. Der Fürst hat es so befohlen. Drei Tage soll die Arbeit ruhen. Es ist wie beim heiligen Osterfest, dem erhabensten Kirchenfest des Jahres.

In Barje sind jetzt so viele Frauen und Männer versammelt, die Carl kaum unterscheiden, deren Namen er gar nicht aussprechen könnte. Doch ihn kennen alle und sie reden ihm weich und freundlich zu. Freilich gibt er sich Mühe, er darf ja nicht stolpern beim schwindelnden Rundtanz. Auch der süße Wein ist schwer. Ganz spät in der Nacht, nachdem ihm schon öfter die Augenlider zufielen, versucht er auch Lieder zu singen.

Ein ergrauter Magnat im Zobelpelz rühmt die Nordlandkrieger des verwegenen König Carls. Er erzählt jetzt mit schallender Stimme, er hätte mit seinem Säbel, — er stampft dabei mit dem Hacken, — mit seinem Säbel hätte er einst ein feindliches Bataillon auseinandergehäuen. Dabei verzerrt er wild sein Gesicht, das soll wohl die Damen erschrecken!

Und dem Knaben klopft er auf die Schulter, nennt ihn „Kriegsmann“ und meint: „Euch, Junker, würde der Marschallstab gut stehen“.

Hier plünderten keine Moskowiter, aus diesem Kreise wurde keine Mutter verschleppt. Aber wozu reden sie denn so viel darüber?

Als einer der Gäste vom Elend der Gefangenen in Moskau etwas zu berichten weiß, da horcht Carl wieder auf. Grausam würden die Geiseln behandelt und im Lager wüten gräßliche Seuchen. — Doch ein anderer behauptet: nein, die verschleppten Deutschen aus Estland und Livland würden am Zarenhof mit Ehrenämtern überschüttet und sie gelangten dort schnell zu Ruhm und Gold. —

Oh, sie lügen, wie furchtbar lügt man hier!...

Das Fest klingt aus.

Die Dragoner rüsten nach drei Tagen zum Heimritt. Die Kriegsknechte reiten bei Sonnenaufgang davon. Jetzt packt die Sehnsucht Carl Lechts, sich wegzustehlen, mit den deutschen Söldnern davonzureiten, um seinen Vater zu suchen, denn wie sollte er es hier wohl aushalten?

„Seht, ich bringe einen Hund als Beute!“ — „Dieser große, fette Hund — davon werden wir alle lange satt“. Carl

kommt an die Tür des Herrnhauses. „Weshalb hast Du Glawa erschossen?“ rufen sie ihm auf litauisch entgegen, „Glawa soll die Schafe hüten. So etwas darfst Du nie wieder tun. Carl, Du bist schlecht. Unsere gute Glawa hast Du erschossen“...

Was hat er angerichtet!

„Ich habe nur einmal einen Hund zu Hause erlegt. Hunde wurden selten und bei uns hatten sie nur mageres Fleisch. Damals wollte ich mir aus dem Fell neue Hosen nähen. Heute hab' ich einen jagenden Hund mit der Pistole erschossen; das ist keine Kleinigkeit... Ich wollte mit dieser Beute Euch in Barje danken!“...

Capitän Woiworitsch ist weggeritten; Carl fühlt sich betrogen, denn er hat ihm nicht weiter geholfen, den Vater zu finden — und häufig war der junge Fürst vom Brantwein berauscht.

Sollte Oberst v. Wrangell, Kommandant der Zitadelle zu Reval, Recht behalten? — Er sagte: „Du bist noch unreif. Carl warte mehrere Jahre, dann sollst Du Fähnrich werden bei uns“. Also schneller wachsen!

In Barje träumt Carl Lechts:

Er liegt daheim am Waldrand und Sturmwind heult in hohen Kiefern. Vor ihm ein Steinzaun, wie es so viele in Woall gab. Mit einemmal sieht der Knabe, wie sich ein bärtiger Soldatenkopf über den Zaun neigt, ein pockennarbiges, wüstes Haupt. Carl fühlt, der will uns alle erwürgen, da steht er langsam auf, hebt seine Pistole an, zielt... Doch plötzlich fließt aus dem aufgesperrten Rachen des Tataren ein zerknäulter Lappen, der wird immer deutlicher und dann bläst der Wind ihn an und es entrollt sich: Fahnentuch, — das sich immer breiter ausdehnt, — die Fahne des Kaisers von Rußland. Sie bedeckt nun schon einen weiten Streifen vom Strandweg.

Da steht mit einemmal die Mutter hinter Carl Lechts und sagt: „Mein Sohn, schaff diese Fahne fort!“ Da rafft und reißt er am Fahnentuch der Moskowiter.

Der Knabe erwacht, — war seine Heimat schon untergegangen? Ach, er findet sich im Bett liegend, im Fieber, in Barje, — da gibt es keinen Krieg... Draußen rauschen die Bäume.

Zur jüngsten Schwester des Capitäns Woiworitsch spricht Carl; er spricht es jedoch nicht laut aus: „Gordiawla, oh, meine Zunge knickt beinah, als sollte ich deinen Namen gar nicht aussprechen. Hör zu: bei uns in Woall gab es immer nur eine Frau, und das war meine Mutter. Meine Mutter ist wohl vor Hunger und Pein gestorben. Du hast auch große Augen, — doch ihre waren hell! Meine Mutter liebte mich sehr, und wenn ich an sie denk, und du mich so anschaust, — so mag ich dich schon leiden, Gordiawla! Nur ist es ärgerlich, daß du mich nie begreifst, sobald ich beginn von zu Hause zu erzählen. Dennoch mag ich euere Sprache nicht erlernen.

Während Carl Lechts den Sommer über in Litauen weilte, kämpfte sein Bruder Tuve im hartbedrängten Dorpat.

Die kleine nordische Streitmacht wagte einen Ausfall. Tiesenhausen und Taube warfen sich an der Spitze ihrer Bataillone auf den Feind. Allein der Degen bahnte dem Fähnrich v. Lechts eine Gasse bis zu den Schanzkörben am Embachufer. Doch was den jungen Fähnrich hier verwirrte war das Kommando in seiner Muttersprache auf seiten des Feinds. Die Nordländer zerstörten gründlich die Palisaden des Zaren. Doch was ist auszurichten gegen zwölffache Übermacht? Dennoch haben sie die feindliche Garde aufgehalten und währenddessen stellten Bürger und Knechte die Wälle und Gräben Dorpats wieder notdürftig her. Doch dann prasselten Brandkugeln in die Stadt, schon fliegt ein Waffenlager in die Luft, brennen Bürgerhäuser und eine Kirche, mit Heu angefüllt, fängt Feuer.

Die Zahl der Verwundeten steigt so an, daß der Kommandant von jedem Bürger ein Bettlaken zu Pflastertüchern fordert. Jeden Augenblick sind die Leute dem Tode und, was noch ärger als der Tod, solch kläglicher Zerschmetterung zwischen brechenden Mauern, nahe.

Endlich läßt der Moskowiter verkünden: Ergebt euch, sonst werde er diese verdammte deutsche Stadt im Sturm ein-

nehmen und alsdann die Kinder im Mutterleibe nicht verschonen.

Der Kommandant und der Bürgerrat erwägen die Übergabe Dorpats. Der Bürgerrat aber, er lehnt die Übergabe ab, denn der Schwedenkönig wird seine treuen Untertanen ja nicht im Stich lassen. — So beziehen die Krieger aufs neue ihre Posten. Der Feind blockiert die Hansepforte, dort trifft eine Kugel auch den tapferen Kommandanten, jetzt bricht er zur Erde nieder und das Blut läuft ihm zu den Ohren heraus.

Die Gewehre der Verteidiger sind längst heißgeschossen. Einige Soldaten werfen daher Mauersteine auf die immer frisch andringenden Moskowiter, derweil ihre Kameraden die Flinten im Lehm der anliegenden Teiche kühlen. Und sie wehren sich weiter wie die Löwen.

Brocken einer Bombe zerschlug den rechten Arm des Tuve Lechts, er stolpert über einen Haufen Toter und verwundeter Kameraden — und weitere stürzen, bleiben als schwere Last auf dem Fähnrich liegen.

Während dann Freiherr v. Tiesenhausen mit dem russischen Feldmarschall Scheremetjew verhandelt, arbeiten Dorpats Bürger und Soldaten wiederum fieberhaft an den Wehren der Festung, suchen die Leichen der Brüder heraus und nehmen sich der Verwundeten an. Auch Tuve Lechts wird aufgefunden und verbunden. Er hört nicht mehr die Trompetenstöße. Die Schüsse versickern fern. Ihm bleibt keine Hoffnung mehr. In solchen Zeiten taugt nichts ein Mann mit nur einer wehrfähigen Faust. Als der Durst ihn einmal weckt, fragt er nach dem kleinen Bruder Carl. Dann verliert er wieder das Bewußtsein.

Nach etlichen Stunden kommt die Verhandlung zum Abschluß. Die Soldaten des Königs erklären sich jetzt bereit, Dorpat zu räumen. Sie fordern für sich: freien Abzug nach Reval mit Pauken und Trompeten, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, mit sämtlichen Waffen und aller Munition. Und kein Krieger oder Bürgersmann darf, unter welchem Vorwande es auch sei, angefallen oder sonstwie gekränkt oder geschädigt werden. Sie verlangen, daß der Zar ewiglich die uralten Freiheiten der Bürger Dorpats wahrt.

Der Russe besiegelt diesen heiligen Pakt.

Endlich rückt die schwedische Besatzung aus. Fünftausend Bomben wurden während der Belagerung in die Stadt geschleuderd; doch fünftausend Tote und gleichviel Verwundete blieben auf seiten des Zaren liegen. Doch unerschöpflich bleiben seine Reserven, zumeist in deutscher Ausrüstung, vielfach unter deutschen Offizieren.

— Im Biwak müssen die nordischen Krieger ihre Waffen gegen unbrauchbare Flinten des Feindes eintauschen und das Pulver, das sie dafür erhalten, ist naß. Es dauert weitere vier Tage bis der gemeine Soldatenproviant, trockenes Brot, verabfolgt wird. Hunger quält, — schon schnürt der Convoy die Schuhe von den Füßen der Krieger.

Dann strömen entsetzte Bürgerleute ins Feldlager, weil das Blutbad in den Gassen so schrecklich geworden sei, daß der Zar selber mit dem Säbel auf die raubenden Russen einschlug.

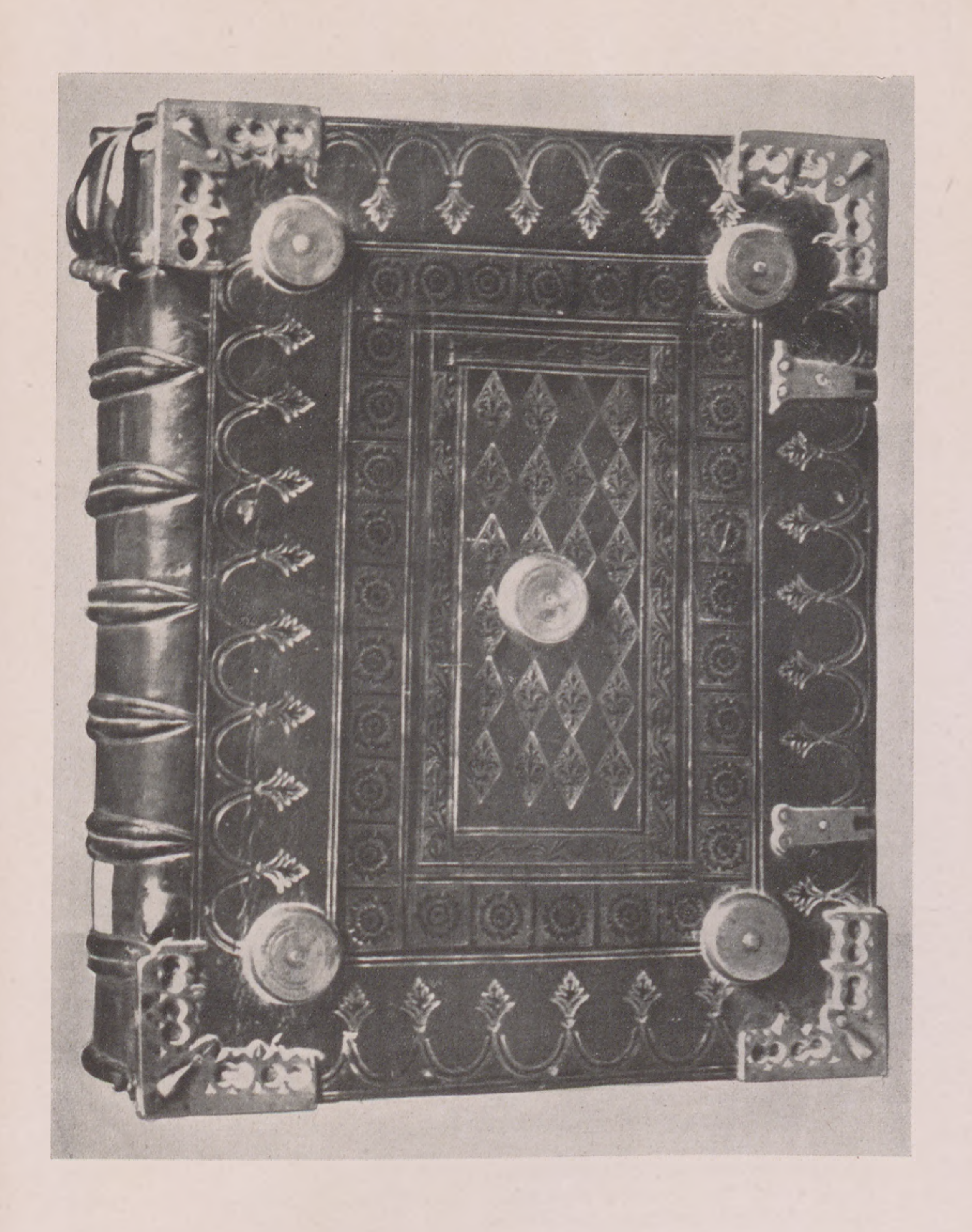
Das Korps der Heldenarmee wird vielfach geteilt. Eine Kolonne schleppt sich nach Reval, darunter auch Tuve von Lechts, bekleidet mit nicht viel mehr als dem Hemde. Doch erhobenen Hauptes marschiert der Fähnrich barfuß über die Landstraße.

Kameraden, warum hat uns Gott das angetan! Julistaub. Es würgt jeden, Korporal wie Troßknecht, — diese Schmach wehrlos erleben zu müssen.

Kurze Rast am Wegrand. Da schwärmen plötzlich Reiter über das Brachfeld heran, die berüchtigten cirkassischen Tataren, die niedermetzeln, was vor ihre Hufe kommt. Im nahen Gehölz sammeln sich die Krieger und stoßen wütend vor; siehe da, nach erbittertem Handgemenge weichen die Kalmücken.

Noch einmal weht die ruhmreiche Standarte.

Doch am Nachmittag jagen die Tataren wieder gegen das frisch verbarrikadierte Lager, angeführt vom Convov, der mit geflüchtet war. Jeder Mann weiß, wer den Moskowitern jetzt lebend in die Krallen fällt, wird zu Tode gemartert.



Danziger Prachtband des jüngeren Drachenbuchbinders
zu einer Ordensmissale, Anfang 15. Jahrhundert.
(Aus dem Bestand der Danziger Stadtbibliothek.)

So fechten alſo Carls XII. Soldaten bis zum letzten Mann, — bis zum letzten Schuß. Und alle bleiben auf dem Felde der Ehre liegen. Auch Tuve Lechts, der junge Fähnrich. Und die Verwundeten ſtechen ſich ſelbſt tot, um die Schmach nicht zu erdulden.

Weglaufen, bis ins Elternhaus will Carl laufen!

Saftige Grasbüſchel ſtreifen ihm über das Knie; aha, ſo weit ſteht es ſchon mit dem Sommer. Eichen, rauſchende Linden und Erlen wachſen in die Höh', — wer könnte ſie noch zählen, — ſie ſchieben ſich ſchützend zwiſchen den Knaben und Barje. Und wenn er nicht den Nacken beugt, kämmen die grünen Zweige ſeine Locken. Er iſt ſo heiter wie noch nie. Mit raſchem Tritt bahnt er ſeinen Weg, gerade nach dem Stand der Sonne und die Waſſertümpel nimmt er mit federndem Abſprung. Die Mittagsglocken vom Fürſtenhof aber bleiben weit zurück. Hier gilt nur das Lied der Lerche und Droſſel.

— „Hätte wohl bei Sonnenaufgang aufbrechen ſollen, bevor die Nebelſchwaden kühl über die Wieſen gleiten", ſpricht er, während er ſich auf einer Lichtung verſchnauft, ſich rittlings niederſetzt auf einen windgebrochnen weißen Birkenſtamm. Und dort zieht er aus der Lederſcheide einen Dolch, ſchon ſchartig und roſtbetupft, doch das koſtbarſte Gut des Knaben, weil Tuve ihm dieſen Stahl zum Abſchied ſchenkte. Das Jagdmeſſer, das ihm bereits begleitete durch die eiſigen Wälder Eſtlands bis zu jener Windmühle hinter den Ruinen ſeines Vaterhauſes.

Dieſer Dolch, und das iſt jetzt eigentlich ſein einziges Verlangen, es iſt ihm ſo, als müſſe er ihn in die Heimat zurücktragen.

Hei, was ſchert es Carl Lechts, daß der Samt ſeines Wamſes bald vom Geäſt zerſchlitzt und ausgeblichen ausſehen wird. Er träumt ja von Heldentaten...

Girrend flüchtet ein Rebhuhn ins Gebüſch, als ein Habicht in den Lüften kreiſt. Die Sonne glüht zur Erde nieder. Wind ſchüttet den Duft von abertauſend Lindenblüten über den lichten Hang. Die Erdbeeren ſind rot und ſaftig.

Ein wenig wird Gordjawla weinen, wenn ich nie wiederkomme. Sie mag in Barje mit meinem Kavalierdegen klimpern... fließt es ihm flüchtig durch den Sinn.

Und dann, noch bevor die Beeren ihn recht ſatt gemacht haben, — noch ſpürt er nicht, wie ſeine Füße in Barje verweichlicht waren, — rüſtet er ſchon wieder zum Weitermarſch längs der Heerſtraße nach Norden, zur Düna.

Den kalten Atem der kommenden Nacht ſchluckt Carl Lechts herunter, wühlt ſich dabei etwas tiefer ins würzige Heu am dämmrigen Wieſendamm. Hört zuweilen Hundegekläff von irgend einem fernen, grauen Litauerdorf herüber.

Doch als ſich wiederum die Nebel ballen, heben und quellen und der Geſang in den Kronen der Birken beginnt, da ſperren ſich alle Sinne im Knaben auf, denn vor ihm auf ebener, herbſtlicher Heide beginnt ein Klirren, hui das Stampfen vieler Pferdehufe, Blitze, Pulverdampf, das Böllern der Musketen.

„Auf ihr Burſchen!" war das nicht ſeit jeher des Königs Kampfruf? Vertraute Laute, dann das Dröhnen der Trommeln, ſchwillt wieder ab, aber jetzt ſchnaubende Hengſte, dicht hinter dem Wacholderbuſch; des Königs Brandklepper, jawohl, mit wehend weißer Mähne, der hochbeinige Schimmel war das ja!

Und mit einemmal ſteht der Knabe am Brückenkopf, ſelber kämpfend, mitten im Schlachtengetümmel. Degen ſchwirren durch die Luft, der Nordländer Waffenrock, blau. Wieder torkelnde, ein wirrer Knäuel ſich übrſtürzender Schlachtitzen, am Boden zertrampelte Ulankas und wieder peitſcht ihm eine polniſche Salve entgegen, ſo daß der Pulverdampf die bebende Brücke für Augenblicke verhüllt.

Da bückt ſich Carl eiligſt um eine verlorene Reiterpiſtole vor ſeinen Füßen von der Erde an ſich zu reißen, aber, o Schreck, eine erkaltete Männerfauſt umklammert noch den Schaft — und einen Siegelring erkennt der Knabe jetzt am gekrümmten Finger, mit den gekreuzten Hellebarden — dem Lechts'ſchen Wappen.

„Vater“ schreit da der Knabe auf und versucht den Haufen über dem Obristen gefallener Feinde fortzustoßen. Jetzt stürmen des Königs Leibtrabanten durch den rotschäumenden Bach und heften sich an die Hufe der flüchtenden polnischen Reiterei.

„Mein lieber Vater“ ruft der Knabe abermals, — erwacht, — und der Heldentraum ist wie der Nebel zerstäubt...

Carls Finger bleiben kalt und starr, in den Augen brennt es wie vom Pulverdampf, mit einem Heuwisch reibt er über das nasse Gesicht.

Über dem Waldrand schwebt die Sonne gleich einer rotbleichen Kugel. Langsam schweift Carls Blick über die blühenden Wiesen, — ‚Jawohl, hier muß es gewesen sein‘, flüstert er hungrig. Sein Auge bleibt dann dort haften, wo sich inmitten eines grauen Dorfes ein weißes, viel zwiebeltürmiges Gotteshaus erhebt.

Er geht darauf zu; kommt aber nicht weit, denn die Flußbrücke haben die Frühlingswasser fortgespült, — oder war sie doch im Krieg zerbrochen? Daher wendet er sich also nach der rechten Hand, schreitet mit müden Füßen durch Heide und Busch, mit einem schweren Geheimnis unter der Stirn, schreitet längs vielfach von Karren ausgefahrenen Geleisen.

Bevor die Abendwolken die Sonne wieder verhüllen, haben die Jäger aus Barje den Knaben eingeholt...

Dann bleibt Carl Lechts gar nichts übrig, als zu spotten:

„Ihr versteht nicht meine Sprache; ich konnte niemanden nach dem Weg fragen, darum hab’ ich mich wohl immer tiefer im Wald verirrt“. Nachher ärgert es ihn aber doch, daß er nicht offen den Gastgebern sagte:

„Ihr Herren, ich wollte weg von euch!“

Der Lehrer des einsamen Knaben in Barje ist ein Geistlicher, ein gelehrter französischer Pater und Carl lernt nun begierig, um die neuen großen Bücher selbst zu lesen, von denen zu Hause seit Kriegsausbruch niemals die Rede war. Einst, wenn er in seine nordische Heimat heimkehrt, dann will er wohl vor seinem großen Bruder Tuve einen Sack Weisheit ausschütten, von all dem, was er hier gelernt hat. Ohne zu stocken schreibt er schon:

‚Da pacem Domine in diebus nostris!‘ — was zu deutsch heißt: Herr gib uns bald Frieden...

In diese Tage des Lernens, die den Knaben mit frischen Aufgaben erfüllen, schleichen sich Stunden, in denen er wieder knurrt: Fremdes Brot schmeckt nicht.

„Carl“, — ruft ihm das nicht Tuve zu, sein Bruder? — „So wehr’ dich doch deiner Haut!“

Ja, er mag nicht immer lächeln, wenn die andern lächeln. Zuwider sind ihm die Gastmähler, gegen seine Art die Zeremonien in Barje. Er bleibt ein Fremdling hier; fremd auch die schöne Gordjawla’, die ihn pflegte, als die Mückenschwärme ihm keine Ruh’ ließen und er immer wieder abwägen mußte seine Heimat gegen die Fremde. Er flucht: „Als Gefangener werd’ ich hier gehalten, das paßt mir nicht länger.“ Er trotzt und bäumt sich auf wie ein Verwundeter und seinem Munde entfahren heftige Worte: „Ihr wollt mich hier wohl katholisch machen!“

Pater Clemence, der Vertraute der Fürstin, spricht milde zum deutschen Junker: „Beug das Knie, armer Knabe, und fleh den Herrn um Erlösung von deiner Seelenpein an“, sagt es und überläßt den Knaben der Entscheidung.

Der Junker betrachtet wieder das Antlitz des Gekreuzigten.

„Herr Jesus, ich darf mich mit Dir nicht befreunden“ gesteht er endlich, „denn ich hab’ meinen Freund mit der klaffenden Wunde über der edlen Stirn in der Hütte zurückgelassen“, — den nordischen Krieger, der seine Heimat bis zum Todesstoß verteidigte.

Er faltet nun die Hände, wie die Mutter es den Brüdern zu Hause gelehrt hatte:

„Wenn Du mir dennoch beistehen willst, Herr Jesus, dann gib mir ein gesatteltes Pferd, Pulver und Blei, damit ich meinen Vater aufsuchen kann“.

In den Winkel dieser Zwiesprache blinkt durch die schmalen bunten Fensterscheiben plötzlich ein feuriger Sonnenstrahl auf; das elfenbeinerne Kruzifix leuchtet wunderbar über goldschimmerndem Grunde. Jetzt aber wird der Knabe

erst gewahr, wie schmerzzerrissen dies Antlitz unter der Dornenkrone ist.

Und da weiß der Junker auf einmal, daß der Gekreuzigte schon zu lebensschwach sei, um ihm den Weg zum Vater zu weisen.

„Mein großer Freund ist jedoch auf andere Art gestorben als Du, — das hab' ich selbst gesehen, ich fühlte zwar vereiste Blutstropfen an seinem blauen Waffenrock — aber keine einzige Träne", spricht der Knabe, als er sich fortwandte...

Bald darauf bringt ein Fähnrich aus dem Lager des Königs von Schweden vor Krakau, als Kaufherr verkleidet, Befehle nach Estlands uneinnehmbarer Festung, nach Reval. Und den Herren der Estländischen Ritterschaft übergibt er eine schmale hölzerne Kiste. Man entnimmt ihr: Degen und Sporen und aus der Ledertasche ein Schreiben, mit fremd katholischem Kirchensiegel versehen. Es wird verlesen:

„Am 17. November a. D. 1703 verstarb beim Kloster Urjachnje am Fieber von einer bei Karyzynas im Litauischen Großherzogtum erlittenen Wunde der Obrist Lieutenant der ruhmreichen schwedischen Armee, der edle Herr Johann Lechts auf Woall."

Die Reihen im Sitzungssaal des Ritterhauses haben sich schon längst gelichtet. Auf der Bank der Lechtse sitzt niemand. Die Krieger blicken auf ihren Degenknauf, schweigend. Dann wird dieser Beschluß gefaßt: „keiner der Lechtse blieb am Leben. Neun Männer sind für die Freiheit ihrer deutschen Heimat und die Ehre der schwedischen Krone gefallen. Drei raffte die Pest weg; zwei Herren wurden in Estland ermordet. Johann, dem Erbherr auf Woall gruben sie in der Fremde ein Grab; sein Sohn Tuve fiel zwischen Dorpat und Reval, während Carl, der Jüngste seit Frau Magdalena Essen's Tod verschollen ist".

Zu Ehren des zuletzt Gefallenen hängen sie im Rittersaal seinen Degen, hängen ihn zum ewigen Gedächtnis unter das Wappen dieses erloschenen deutschen Geschlechtes.

Dann erhoben sich die Herren zum Gebet.

Eines Tages, im Saal sind sie allein zusammen, der Magnat Woiworitsch und Carl Lechts. Und der alte Herr, der Vater des übermütigen Capitäns, der in der Halle auf und nieder ging, bleibt, Carls Gedanken erahnend, stehen. Der Fürst, der selten ein Wort an ihn richtet, tritt nun vor den Knaben hin und spricht zu ihm, er sagt: er wüßte es wohl, wie hart es sei, hier, im fremden Land und getrennt vom Vater, dem lieben Bruder, der Heimat...

Das, was Carl quälend in Barje empfindet, scheint nun ein wenig heller und lichter zu werden. Der Magnat schüttelt die seidenweißen Haare und es folgen sonderliche Worte. Was noch niemand an Carl Lechts gesagt hat, sagt ihm jetzt der alte Fürst.

...Der Winter verschluckt die hoffnungslosen Tage. Das sei gewiß schrecklich für Carl und doch sei es besser in Barje zu rasten, vielleicht im Frühling — könne er wegreiten...

Und der Alte spricht weiter, daß das Herz oft anders möchte — als die Einsicht. Doch das Herz sei gefährlich, es braust, es will davonjagen, allein. Und plötzlich merkt es dann, — daß es den Leib vergessen hat! Und dann, erschauert es in dieser Alleingelassenheit. Und aus Schreck zuckt es zusammen, inmitten von Schneeflocken und sinkt dann verletzt zu Boden. — So haben manche stürmische Herzen tiefe schwarze Risse. Und doch, — auch solch ein Herz ist heilig...

Seltsam, wieviel der Fürst vom Leben weiß. Carl begreift nun, warum sein Gastgeber ihm seine Flucht nicht nachträgt, ja, daß er ihm auf seine Weise beistehen möchte.

— Und dafür will der Knabe ihn durch seine tapfere Haltung danken.

Siebzehnhunderteinundzwanzig.

Durch helle und dunkle Ostseewogen kämpft sich die Korvette ‚Stella' nordwärts. Vereinzelt werden noch Eisschollen von den Frühlingsseen hochgeschleudert. Die Strahlsunder Korvette steuert Re-

val an und an Bord befindet sich Carl Lechts, der als Knabe in den Wirren des Nordischen Krieges nur sein nacktes Leben retten konnte.

Mit großmütiger Geste bestätigt Zar Peter von Rußland, Sieger in diesem furchtbaren Ringen um die baltische Küste, und nach dem Frieden von Nystadt Herr an der Ostsee, den eingesessenen deutschen Geschlechtern ihre uralten Rechte. Er gibt auch dem jungen Erben der bis zuletzt in schwedischen Diensten für die Freiheit seiner Heimat focht, sein väterliches Gut zurück.

Wer sollte denn sonst das vom Krieg verwüstete Land wieder aufbauen, als die harten Hände der Siedlersöhne, deren Väter vor Jahrhunderten wie heute, in der einen Hand den Pflug, in der andern die Waffe zu führen gezwungen waren!

An die Feuerstelle, von der er ausging, kehrt Carl Lechts nach siebzehn Jahren wieder heim in die eigene Gemarkung. Als Glied in der Kette der Ahnen stirbt er 1764 und hinterläßt seinen Söhnen die blühenden Güter Wannamois, Woall und Dalhusen.

Vor der Reise

Die Dahlien verblühn . . . Nun wird es bald
kühl werden in den frühen Abendstunden,
und gleich als ahnte er die Todeswunden,
verschließt sich feierlich der ernste Wald.

Sprich nicht vom Abschied! Komm, laß uns gehn
zu jenem Hang noch einmal wie vor Jahren,
wir wollen schweigen und hinunter sehn
ins Tal, wo sie die letzten Halme mäh'n,
und wo sich schon die Wandervögel scharen.

Ich weiß genau, in dieser kleinen Weile
wird alles gut. Und wenn das Dunkel naht,
steht dieses Sommers Feuersäule
hell zwischen uns und leuchtet unserm Pfad.

Willibald Omansen

KULTURSPIEGEL DES OSTENS

Zum Gedenken der Toten von Bromberg

Sternmarsch und Kulturtage der Hitler-Jugend Danzig-Westpreußen 1941

Danzig, Anfang September 1941

Am 23. August 1941 gab der Führer des Gebietes Danzig-Westpreußen allen Fahnen des Gebietes den Marschbefehl nach Bromberg. Rund 800 Jungen aus allen Teilen des Reichsgaues sind in einem großen Sternmarsch in den letzten Augusttagen mit ihren Fahnen durch unseren Reichsgau nach Bromberg marschiert. 222 Kilometer wurden in zehn Tagen z. B. von einer Marschgruppe zurückgelegt.

Alljährlich soll dieser Marsch der Jugend mit ihren Fahnen zu den Gräbern der Ermordeten des Blutsonntages vom 3. September 1939 stattfinden. Alljährlich soll hier die Jugend des Reichsgaues geloben, den Treusten der Treuen nachzuleben, ihr Erbe weiterzutragen den kommenden Generationen. Dieser Marsch war Bekenntnis zur Heimat und Ausdruck soldatischen Wollens zugleich.

Manch einer von den jungen Fahnenträgern erlebte auf diesem Marsch zum ersten Male die Schönheit seiner neuen Heimat — unseres Weichsellandes. Abends im Quartier auf irgendeinem Bauernhof im nun befreiten Gebiet hörte er die Erlebnisberichte der Deutschen aus jenen August- und Septembertagen des Jahres 1939, da noch polnische Willkür und Grausamkeit in diesem Lande herrschte.

Er erlebte aber auch die weit ältere, stolze Vergangenheit dieses Land, wenn er an den Fundstätten germanischer Siedlung, an den stolzen Burgen des Deutschen Ritterordens und den Bauten der friederizianischen Zeit vorbeimarschierte.



Der Sternmarsch nach Bromberg



Die Fahnen in Bromberg

Geschichte und jüngste Vergangenheit wurden so den jungen Fahnenträgern dieses Marsches zum soldatischen Bekenntnis, diesem Land und seiner kämpferischen Tradition würdig zu sein. Unvergeßlich wird dieses Bekenntnis allen Teilnehmern dieses Bromberg-Marsches in der Nacht geworden sein, da sie mit ihren Fahnen an den Gräbern der Ermordeten Wache hielten, während sich zum zweiten Male die polnische Bluttat von Bromberg jährte. Zusammen mit diesem Bekenntnismarsch veranstalteten Gebiet und Obergau Danzig-Westpreußen ihre Kulturtage der Hitlerjugend 1941 in Bromberg. „Kultur heißt für uns Pflege der seelischen Ausdruckskräfte unseres Volkes und unserer Rasse. Nirgends sind die seelischen Kräfte unseres Volkes sichtbarer geworden als hier in Bromberg; deshalb soll hier in Bromberg unsere kulturelle Arbeit alljährlich ihre Ausrichtung erfahren."

In diesen Worten aus der Eröffnungsrede ist bereits die sinnvolle Verbindung zwischen dem Sternmarsch und den Kulturtagen gegeben.

„Was deutschem Wesen entspricht und deutsche Menschen anspricht im Volkslied und Kampflied der Bewegung, im Schauspiel und Musikstück, im Wort des Dichters oder Bild des Filmes, bringt die Jugend oder wird zu ihr gebracht. So soll ihr die Kraft gegeben werden, deutsches Blut wachzurufen, deutsche einsatzbereite Menschen zu formen und Gemeinschaft zu bilden. So soll sie Werte schaffen, die unseren Osten für immer deutsch gestalten." (Aus der Eröffnungsrede des Gebietsführers.)

Das Programm der Kulturtage entsprach der Vielgestaltigkeit der kulturellen Arbeit der Hitlerjugend.

Eingeleitet durch ein Platzkonzert des neuaufgestellten Gebietsmusikzuges, eines Fanfarenzuges und in seiner Leistung überdurchschnittlichen Spielmannszuges war bereits die Eröffnungskundgebung der Kulturtage im festlichen Bromberger Stadttheater ein Beispiel kultureller Feiergestaltung und nicht nur in den richtungweisenden Reden des Gebietsführers und des Leiters der Hauptabteilung III ein Zeugnis vom kulturellen Gestaltungswillen der Jugend.

Das Konzert der Jugend am Abend des ersten Tages ausgeführt von dem Bannorchester des Bannes Danzig erbrachte den Beweis, daß die Jugend neben den unzähligen anderen Aufgaben auch die Musik in ihre Pflege genommen hat und auch hier zu anspruchsvollen Leistungen fähig ist.

Sauber und musikalisch gut durchgearbeitet, brachte das Orchester, der gemischte Chor und der Mädelchor der Gebiets- und Ober-



Laienspiele bei der Kulturtagung der HJ. in Bromberg

gauspielschar ein reichhaltiges Programm mit Werken von G. F. Händel, Teleman, Horatio Vecchi, Heinrich Albert u. a.

Der Sonntagmorgen begann mit einer Morgenfeier:

„Die Fahne ist unser Glaube".

Worte des Dichters Herybert Menzel kündeten vom Glauben der Jugend.

„Ich glaube, d. h. soviel wie ich stehe, ich kämpfe, ich siege."

„Nicht was du glaubst ist entscheidend, sondern wie du glaubst!"

„Wer dauernd fragt:
wo er steht, steht nicht sicher; —
wer dauernd fragt:
was er glaubt, vermag nicht gläubig zu siegen."

„Wir glauben an unsere Fahne als an das Zeichen der Reinheit, der Kraft und des ewigen Lebens unseres Volkes." Das war das Bekenntnis dieser Stunde.

Noch viele festliche Veranstaltungen folgten, wie der Spielabend der Hitlerjugend mit dem Laienspiel von der Jungfrau Maleen, die Eröffnung der Jugendfilmstunden und des Veranstaltungsringes. Besonders hervorgehoben sei die Veranstaltung: „Junger Nachwuchs stellt sich vor", in der junge Solisten aus den Spieleinheiten der Hitlerjugend ihr musikalisches Können bewiesen. Daneben liefen Spielscharwettbewerbe, Laienspiel und Puppenspielveranstaltungen, in denen die Richtlinien für die kommende Arbeit festgelegt wurden.

Den Ausklang dieser festlichen Tage der Jugend unseres Reichsgaues Danzig-Westpreußen bildete die Feierstunde am Vorabend des Blutsonntages von Bromberg.

Keine größere Anerkennung hätte die Jugend für ihre Veranstaltung erhalten können als das Wort des Kreisleiters von Bromberg: „Durch Euch, meine jungen Kameraden, Euren Sternmarsch und Eure Kulturtage von Bromberg, die nun Jahr für Jahr in dieser Stadt stattfinden werden, haben die Toten des Blutsonntages ihr schönstes Denkmal in dieser Stadt erhalten."

Behrens.

Beobachtung über das Bauen in Stadt und Land

Königsberg, im September 1941

Kommt man nach den Ferienwochen auf der Nehrung in die Stadt zurück, so ist man ihrer einigermaßen entwöhnt. So wie ich zum Beispiel glaube, vor vielen Jahren in meinen ersten Königsberger Tagen deutlicher als seitdem bemerkt zu haben, wie die Königsberger eigentlich aussehen, und so wie mir erst nach langer Abwesenheit von meiner rheinischen Urheimat bei einer Reise dorthin die gemeinsamen äußeren Kennzeichen der Rheinländer recht erstaunlich auffielen, — so nahm der aus dem Urlaub Heimgekehrte ein paar Tage lang die Stadt, in der er sonst tagtäglich, meist ohne viel hinzusehen, zum Büro fährt, sinnfälliger und auch problematischer als anderswann wahr.

Schon die Landschaft, von der Eisenbahn aus, fiel in ihrem Spätsommer als ein schweres, festes dunkelgrünes, überall rechtwinklig aufgeteiltes Gebilde sonderbar auf, nachdem die ganz hellen, freien, unverstellten und ungenutzten leichtfüßigen Palwen und Sandflächen den Augen lange Tage hindurch gewohnt geworden waren. Das erste vielstöckige Haus, die erste Fabrik dann wurden mit etwas gnadenlosem Blick betrachtet. Die Königsberger Straßen erschienen sonderbar breit, die Häuserreihen an ihnen groß und auch auffällig steinern nüchtern.

Schon manchesmal war ja, so in irgendeinem mitteldeutschen Städtchen, empfunden worden, daß die bescheidenen zweistöckigen Bauten, die noch im alten Biedermeier fußten, in ihren Fensterformen, ihren still ausgewogenen Proportionen ein schöneres und menschlicheres Maß hatten als die kälteren, angeberischeren Vielparteienbehältnisse unserer heutigen Großstädte. Nun war Auge und Sinn aber an das Fischerhaus gewöhnt, an die einstöckige, stille Wohnstatt e i n e r Familie, ruhig und gut aus altersdunklem Holz oder hübsch und schlicht mit blauen Türen und Fensterrahmen leise ausgeziert. Die Massenstadt wollte nun nicht recht munden.

Es gewöhnt sich wieder. Aber der geweckte kritische Sinn, beim Gang durch die Viertel, die in den letzten zehn und fünfzehn Jahren entstanden waren, sah, was gebaut wird, mit manchem neuauflebenden Bedenken. Der ostpreußische Landesleiter der Reichskammer für bildende Kunst, der Architekt Professor Frick, hat vor einiger Zeit einmal seine Stimme gegen gewisse neue Hausbauten in unseren Straßen erhoben. Wird verglichen, was kurz vor dem Weltkrieg gebaut wurde, so hat die Armut und Sparsamkeit danach zu kargerer Ausformung, zur Verkleinerung der Fenster geführt. Daß in jenen schweren Jahren aber auch die Liebe zu gut klingenden Verhältnissen ein wenig litt und daß wir da heute noch nicht überall durchgehends wieder aufgeholt haben, ist vernehmlich zu beobachten.

Allerdings, jene große Besinnung der Jahre 1900 bis 1914 auf ein klares, einfaches, wohlabgewogenes Bauen hat sich seitdem und in unsere Tage hinein fortgesetzt, der Nationalsozialismus, sozial, planend und organisierend, hat da vortrefflich weitergearbeitet, verbreitert und intensiviert. Dennoch scheint daneben, in den Jahrzehnten von 1920 bis 1940, auch im Ein- und Zweifamilienbau, in der Stadt wie in den Siedlungen draußen, eine Vernüchterung, eine gewisse Vergröberung, ein etwas ungefälliger Kastenstil, indem man mehr an die Forderungen im Innenhaus als an den Außenbau dachte, sich eingeschlichen zu haben. Das ist überall in Deutschland so, wenn auch jede Fahrt durch das oberbayrische Vorbergland zum Beispiel zeigt, daß man in bestimmten Landschaften stetig hübscher blieb. Wir im Osten, die wir auf das Warmhalten des Hausinnern achten müssen, die wir in unserm Klima nicht allzu offen und nicht spielerisch bauen dürfen, müssen der Gefahr, zu nüchtern zu werden, nun aber besonders achten.

Für die zukünftige Planung im Dorf und über Land sind in jüngster Zeit Bauernhausgrund- und -aufrisse vorgelegt worden, die der modernen ländlichen Wirtschaft entsprechen und ein gemeindeutsches Bauernhaus als abzuwandelnden Grundtypus vor sich sehen. Sie beachten dabei jedoch die bodenständige Sonderart, nicht nur um der Gewohnheit und Tradition willen, sondern weil Natur und Klima die Stammesweise im Bauen unveränderlich mitbedingen. Das östliche, das ostpreußische Bauern- und Kleinstadthaus ist in diesen Musterbüchern nach wie vor fest und niedrig und kennt den Übergang ins Freie durch Balkone oder Veranden kaum. Es schützt sich vor Wind und Wetter. Es prunkt nicht mit schmuckvollen Einzeldingen. Es ist verhalten und untersetzt.

So finden wir denn zum Beispiel bei uns draußen im Land jenes im Westen unbekannte, besondere proportionelle Verhältnis sehr niedriger Häuserreihen um einen erstaunlich weiten Marktplatz, und nicht nur in Ostpreußen, sondern, wie eine Fahrt in die neuen Gebiete lehrt, auch in den weiteren Osten jenseits der alten Grenze hinein.

Wir kennen geadelte Verhältnisse in der Hausform und der Fassadengliederung von einem nachlebenden preußischen Klassizismus her, und, aus älteren Wurzeln, besonders im ländlichen Holzbauernhaus, eine wohllautende, ausgewogene Aufteilung zwischen Dach und Haus, Wänden und Fenstern. Aber beides ist nur ein Einschlag, die Masse der Häuser hat einen etwas betrüblichen Anteil an einer nur praktischen Kastenform, an einer etwas liebeleeren architektonischen Armut.

Vielleicht daß von daher gewisse Mängel des neueren Bauens auch in der großen Stadt mitherrühren, jedenfalls vermag hierorts keine ländliche Baukultur, wie im oberbayrischen Beispiel, in die Stadt hineinzustrahlen.

Daß Ostpreußen hier, durchaus unter Wahrung seiner Art, künftig vom gemeinsamen Großdeutschland Anregungen und Gewissenserforschungen aufnehme, scheint mir ganz wünschenswert. Wir könnten etwas freundlicher bauen. Wir könnten etwas gefälliger und wohlklingender werden.

Was uns, reist man aus den neuen Südgebieten in den alten Teil des Gaues zurück, so sehr und vorteilhaft von dort drüben unterscheidet, die Sauberkeit, die größere Stattlichkeit unserer Gehöfte, die hübschere, ordentlichere Pflege und Adrettheit in den Städten, das ist ja auch gemeindeutsch und verschwistert uns schon längst und immer mit dem ganzen Vaterland jenseits der Weichsel.

Eberhard Sarter.

Die zweite Posener Musikwoche

Posen, Anfang September 1941

Am Ende der 2. Posener Musikwoche vom 31. August bis 7. September, die als eine Art Rechenschaftslegung über die innerhalb eines Jahres geleistete Arbeit gilt, konnte die erfreuliche Feststellung getroffen werden, daß auch das zweite Aufbaujahr im musikalischen Leben Posens beachtliche Fortschritte gebracht hat. Bei der Beurteilung der von den Posener musikalischen Einrichtungen dargebotenen Leistungen darf nicht übersehen werden, daß am Beginn des Aufbaues auf musikalischem Gebiet hier so gut wie nichts vorhanden war, an das hätte angeknüpft werden können; denn dem Warthegau stand kein deutsches Kulturzentrum zur Verfügung, dessen Kräfte belebend das wiedergewonnene Land durchdringen konnten. Was im Jahre 1919 aus der deutschen Zeit an Kulturgütern hinterlassen worden war, das ist während der zwanzigjährigen polnischen Herrschaft zerschlagen worden. Das wenige, was sich noch retten konnte, war dazu verurteilt, ein kümmerliches Dasein in der Verborgenheit zu fristen. Es verdient volle Anerkennung, daß sich verschiedene kulturelle Einrichtungen des Deutschtums trotz aller polnischen Bedrückungen bis zu dem Tag der Befreiung erhalten konnten, wie zum Beispiel der Ausgang des vergangenen Jahrhunderts gegründete Posener Bachchor. Es war daher eine verdiente Ehrung sowohl für den Posener Chor wie auch für den noch zur polnischen Zeit ins Leben gerufenen Litzmannstädter Bachchor, daß beide in Anerkennung ihrer kulturellen Pionierarbeit in vorderster Front des deutschen Volkstumskampfes mit zu den Trägern des in diesem Jahre zum ersten Male verteilten Posener Musikpreises gehörten. Wenn von den erwähnten Ausnahmen abgesehen, die musikalische Aufbauarbeit in Posen sozusagen aus dem Nichts heraus erfolgen mußte und das noch unter den durch die Kriegszeit bedingten Beschränkungen, so muß es als ein stolzes Zeichen der im deutschen Volke wurzelnden kulturellen Kräfte gewertet werden, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren die Gauhauptstadt Posen ein großes städtisches Orchester aufstellen konnte, ein Streichquartett und eine Bläservereinigung, einen gemischten Chor, der sich mit einer beachtlichen Wiedergabe von Haydns Jahreszeiten einführte, ein der Förderung des Laienmusizierens dienendes „Collegium musicum" und das „Wartheländische Musikschulwerk", durch das die Voraussetzung einer planvollen Lenkung und Entwicklung des gesamten Musikschulwesens der Gauhauptstadt geschaffen worden ist.

Das städtische Orchester, das während der Musikwoche unter seinem Direktor Hanns Roessert und dem Landesleiter der Reichsmusikkammer, Koch, als Gastdirigenten Werke von Mozart, Händel und Bruckner zu Gehör brachte, zeigte sich wohl diszipliniert und voll und rein im Klang. In zweijähriger Aufbauarbeit ist das Orchester so weit gefördert worden, daß es den Vergleich mit Orchestern gleichrangiger Städte des Altreiches nicht zu scheuen braucht. Der während der zweiten Posener Musikwoche vom Orchester gegebene Auftakt läßt dem kommenden Konzertwinter mit berechtigten Erwartungen entgegensehen. Einen Höhepunkt der diesjährigen Musikwoche bildete der dem Schaffen der heimischen Komponisten gewidmete Kammermusik- und Liederabend im Kleinen Haus der Theater zu Posen. Das Wort heimisch darf freilich im Warthegau nicht in dem strengen Sinne aufgefaßt werden wie anderwärts im Reich. Von einer ausgesprochen heimischen Kunst kann hier noch nicht die Rede sein. Die Kunstschaffenden sind wie der größte Teil der hier ansässigen deutschen Menschen aus allen Teilen des Reiches und aus den fremden Ostgebieten zusammengeströmt, um dem Gau und seiner Hauptstadt wieder das deutsche Gesicht und Wesen zu geben. Doch die Verschiedenartigkeit der künstlerischen Elemente, die hier zusammenstoßen, läßt für die künftige Gestaltung des Kunstschaffens einen besonderen, dem Gau eigenen Charakter erwarten. Die tiefsten Eindrücke hinterließ auf dem Abend der heimischen Komponisten die Vertonung von zehn Goetheliedern durch den Kapellmeister der Theater zu Posen, Winfried Zillig. Der Komponist, der sich im Reich

schon einen Namen durch seine in Leipzig kürzlich uraufgeführte Oper „Die Windsbraut" erworben hat, geht auch bei der Vertonung dieser Lieder ohne Rücksicht auf Publikumswirkung seine eigenen Wege. Seine Kompositionen verraten doch ein tiefes Einfühlungsvermögen in die Ideenwelt unseres größten deutschen Dichters. Der Baltendeutsche Maria Alexander Schnabel, dessen Orchesterwerke im Reich nicht unbekannt sind, trat mit seinem C-dur-Klavierquintett (Werk 17) vor die Posener Öffentlichkeit. Sein Schaffen berechtigt zu der Annahme, daß seine starke Künstlerpersönlichkeit ebenso wie in seiner ursprünglichen Heimat auch maßgeblich die Gestaltung des hiesigen Musiklebens beeinflussen wird. Mit einer Spielmusik für Streichquartett, zwei Klavierwerken und einer Sonate für Violine und Klavier stellten sich aus dem jungen Nachwuchs die drei Litzmannstädter Ewald Weiß, Gerd Benoit und Arno Knapp vor. Die von ihnen dargebrachten Werke lassen weitere Entwicklungsmöglichkeiten offen.

Zum ersten Male wurde, wie bereits erwähnt, auf der diesjährigen Musikwoche der im vergangenen Jahre vom Landeskulturwalter des Reichsgaues und der Gauhauptstadt gestiftete Musikpreis des Reichsgaues Wartheland in Höhe von 5000,— RM. verteilt. Der Preis, der in diesem Jahre wieder erneuert wurde, soll der Förderung des gaueigenen Musiklebens und besonders des jungen Nachwuchses dienen, aus der Erkenntnis heraus, daß eine organische Entwicklungsmöglichkeit nur gegeben ist, wenn sie im eigenen Raume wurzelt und der Antrieb von den Kräften ausgeht, die sich mit diesem Lebensraum verbunden fühlen. Es kennzeichnet den Entwicklungsstand auf musikalischem Gebiet, daß der Warthegau knapp zwei Jahre nach seiner Wiedereingliederung ins Reich schon so viele wertvolle künstlerische Kräfte anziehen konnte, daß im Interesse einer gerechten Würdigung der Preis unter fünf Träger aufgeteilt werden mußte. Mit stolzer Genugtuung darf es erfüllen, daß verschiedene der Preisträger Namen tragen, die im gesamten Reichsgebiet Bedeutung haben. Das gilt besonders für Winfried Zillig, der nicht nur durch seine neueste Oper „Die Windsbraut" bekanntgeworden ist, sondern bereits durch seine Musikschöpfungen für die Reichsfestspiele in Heidelberg und viele andere Werke in der musikalischen Welt des Reiches Ansehen genießt. Die Bedeutung des baltendeutschen Elementes für den kulturellen Aufbau im Wartheland findet ihren Ausdruck in der Verleihung des Preises an die beiden Rigaer Musiker Maria Alexander Schnabel und Professor Johannes Paulsen. Während Schnabel zu den führenden Komponisten des Baltikums zählte, hat Professor Johannes Paulsen als Dirigent und Pädagoge hervorragenden Einfluß im baltischen Musikleben gehabt. Nach seiner Umsiedlung hat er sich sofort maßgeblich an dem Aufbau eines deutschen Musiklebens im Warthegau beteiligt. Durch sein Wirken als Organisator und Dirigent sind im wesentlichen mit die Voraussetzungen geschaffen worden, daß im vergangenen Jahre die 1. Posener Musikwoche durchgeführt werden konnte. Die beiden anderen Preisträger, der Posener und Litzmannstädter Bachchor mit ihren Dirigenten Reinhard Nitz und Adolf Bautze sind bereits eingangs gewürdigt worden.

Im ganzen rückschauend betrachtet zeigte die 2. Posener Musikwoche, daß in der zweijährigen Aufbauarbeit ein gutes Fundament für den weiteren Ausbau des musikalischen Lebens in Posen geschaffen worden ist.

R. Schimmig.

„Stiftung Oberschlesien"

Kulturelle Planungen im jüngsten Gau

Kattowitz, Anfang September 1941.

Am 13. September verkündete Gauleiter und Oberpräsident Fritz Bracht bei einer Führertagung des Gaues die „Stiftung Oberschlesien". Diese Neugründung, in ihrer äußeren Vollständigkeit und inhaltlichen Konsequenz eine erstmalige Erscheinung für den deutschen Osten, wird auf Jahrzehnte hinaus das Fundament für die Kulturarbeit des neuen Gaues bilden und Träger der eigenständigen kulturpolitischen Initiative sein. Sie ist also eine kulturelle Gesamtplanung großen Stils, gestützt auf die Autorität der Partei und der kommunalen Selbstverwaltung, begonnen im festen Vertrauen auf die Mitarbeit aller Oberschlesier, die ihre Heimat als rein deutsches, von allen fremdvölkischen Einflüssen befreites Land sehen wollen. Von der Gliederung der Stiftung im Einzelnen soll späterhin die Rede sein, vorerst von ihren volks- und kulturpolitischen Voraussetzungen. Oberschlesien ist, so lange man überhaupt von seiner Geschichte weiß, Schnittpunkt blutsmäßiger Ströme und damit Kampfland gewesen. Der Kampf um die volkspolitische und kulturelle Vorrangstellung war viele Jahrhunderte hindurch sein Schicksal und vollzog sich auch ohne Rücksicht auf staatspolitische Gegebenheiten. Und noch heute ist dieses Land unverkennbar ein Spiegelbild der Auseinandersetzungen und heterogenen Einflüsse, die sich in seinem Raum zusammenballten. Sieht man von der z. T. sehr wertvollen Hinterlassenschaft einer vorgeschichtlichen germanischen Besiedlung ab, so steht am Anfang der deutschen Kulturgeschichte in Oberschlesien die kulturelle Leistung der mittelalterlichen Kolonisation.

Es gibt im ganzen oberschlesischen Raum keine alte Stadt, die nicht eine deutsche Gründung gewesen wäre und ihre Entwicklung nicht auf deutsches Recht begründet hätte. Das Kulturerbe des deutschen Mittelalters hat in der Landschaft selbst, in Bauten und Archiven seinen unverrückbaren Niederschlag erfahren und konnte auch in den Zeiten brutalster Slawisierungsversuche nicht vernichtet werden. Ist so die Tatsache der deutschen Kulturvergangenheit Oberschlesiens unbestreitbar, so ist seit dem 18. Jahrhundert doch eine Teilung des deutschen Kultureinflußes festzustellen, die das Wachstum einer einheitlichen Kulturlandschaft und die Bildung eines geschlossenen stammesmäßigen Bewußtseins im oberschlesischen Raume verhinderte und sich nicht zuletzt auch hemmend auf die Lösung jener volkspolitischen Probleme auswirkt, die uns in der Gegenwart als vordringlichste Aufgabe erscheint. Der kulturellen Befruchtung aus österreichischer Quelle trat die durch das Preußentum gegenüber, die — für das Gesamtgebiet des heutigen Gaues gesehen — wohl eine kulturpolitische Gemeinschaftsleistung hohen Ranges vollbrachten, aber eine organische Verbindung schon wegen der trennenden Landesgrenze nicht miteinander einzugehen vermochten. Wenige Ausnahmen wie etwa das ebenso theresianische wie friderizianische Neisse oder die Persönlichkeit des dort begrabenen Dichters Eichendorff bestätigen nur die Regel. Die Möglichkeit, diese verschiedenartigen Einflußzonen auch heute noch geographisch genau zu bestimmen, eine frappierende Unterschiedlichkeit des kulturellen Standards in den einzelnen Kreisen (das Gebiet Sosnowitz-Dombrowa gehörte immerhin 1914 noch zum zaristischen Rußland!) und daraus folgernd auch, wie Gauleiter Bracht kürzlich bemerkte, eine sehr „ungleiche Aufgeschlossenheit der einzelnen Bevölkerungsteile den nationalsozialistischen Grundforderungen gegenüber", — das war die Situation, mit der sich der neugebildete Gau zunächst abzufinden hatte.

Soll es der junge Gau sein vom Führer gestecktes Ziel erreichen, nämlich ein Gau von ausschließlich deutschem Charakter unbeschadet seiner stammestümlichen Eigenart zu werden, dann muß es vorerst gelingen, die verschiedengestaltigen vorhandenen Einflüsse in *einen* deutschen Kulturwillen einzuschmelzen und den kulturellen Gedanken zu einem Allgemeinbesitz zu machen, an dem jeder deutsche Mensch in Oberschlesien sich beteiligt weiß. Die volkskulturelle Breitenarbeit der Partei, über die wir an dieser Stelle bereits einmal ausführlich berichteten, hat auf diesem Wege eine grundlegende Aufgabe größten Stil zu erfüllen. Auch von behördlicher Seite wurde bereits viel für die kulturelle Erschließung des Gaues getan. Die Eröffnung von vier stadteigenen Theatern in Kattowitz, Königshütte, Bielitz und Teschen im Laufe des September, großzügige Maßnahmen zur Förderung der Bildenden Künste, des Konzertwesens usw. sind sinnfällige Zeugnisse dafür. Allein es kommt in einem Aufbaugebiet wie diesem nicht so sehr auf die Zahl der „Maßnahmen" und Anordnungen als auf die aktive Mithilfe aller und ihren *außergewöhnlichen* Kräfteeinsatz an, der seinen Weg über die Selbstverwaltung oder auch über die völlig private Initiative gehen kann. Die in dieser Hinsicht noch vorhandene Lücke zu schließen, Zersplitterung zu verhindern und planvollen Einsatz zu ermöglichen ist das Ziel der neuerstandenen „Stiftung Oberschlesien". Gestützt auf die sich stetig steigernde Leistungsfähigkeit der oberschlesischen Wirtschaft, wird sie nach innen wie nach außen kulturpropagandistisch wirken und Mittel für solche kulturellen Aufgaben freimachen, für die staatliche Gelder nicht zur Verfügung stehen. Ihre Aufgaben sind in vier Punkten umrissen:

1. Die Pflege des kulturellen Erbes, wobei dem Oberschlesier zum Bewußtsein gebracht werden muß, wie groß der Beitrag seiner Heimat zum gesamtdeutschen Kulturgut ist.
2. Die Durchführung von kulturellen Aufgaben und auf Jahrzehnte abgestellten Planungen auf den Gebieten der Musikpflege, des Theaterwesens, der Pflege der Bildenden Künste, des Museumswesens, der Landesforschung, der Heimatgestaltung, des Schrifttums und des Büchereiwesens.
3. Die Pflege des Gemeinschaftslebens und seine kulturelle Gestaltung.
4. Die Werbung für die Belange Oberschlesiens in den anderen Reichsgauen durch Presse, Rundfunk, Zeitschriften, Bild und Film, Ausstellungen und Publikationen.

Die „Stiftung Oberschlesien" wird ferner als Trägerin periodischer Veranstaltungen wie des Oberschlesischen Musikfestes, der Oberschlesischen Kunstausstellung, der Oberschlesischen Heimattage usw. auftreten und durch regelmäßig durchgeführte Oberschlesische Kunstwochen im Reichsgebiet, vor allem in der Reichshauptstadt, die Leistungsfähigkeit des Gaues auch nach außen hin vertreten. Nicht minder zukunftsreich erscheint der geplante Kulturaustausch mit den ostdeutschen Nachbargauen, der in gemeinsamen künstlerischen, Volkstums- und Heimatveranstaltungen lebendigen Ausdruck finden soll.

Gauleiter und Oberpräsident Bracht hat über die Stiftung als das große Kulturwerk seines Gaues selbst die Schirmherrschaft übernommen. Dem Präsidenten, der die Stiftung führt, stehen ein engerer und ein weiterer Senat als Mitarbeiter zur Seite. Die ersten kulturellen Planungen der Stiftung bezeichnen bereits die Weite des gesteckten Zieles und den Umfang des geistigen Anspruchs. So sieht man als eine der nächsten Aufgaben die Gründung eines Landesmusikschulwerkes an, das unter Führung des Leiters der Landesmusikschule Kattowitz (z. Z. der hochverdiente Prof. Fritz Lubrich) sämtliche oberschlesischen Musikschulen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfassen und die Errichtung eines dichten Netzes von Musikschulen

über den ganzen Gau bewerkstelligen soll. Man wird hierbei einer der schönsten natürlichen Gaben des Oberschlesiers, seiner ursprünglichen Musikalität, in besonderem Maße gerecht werden.

Der Bildende Künstler hat vor allem im industriellen Gebiet Oberschlesiens sehr selten eine geeignete Umgebung, um in Ruhe und Sammlung schaffen zu können. An Atelierräumen fehlt es fast überall. Diese Lücke soll ein Künstlerhof in den Beskiden ausfüllen, der den Malern und Bildhauern des Gaues für einige Monate im Jahre Gelegenheit geben wird, in erholsamer Ruhe und unter dem Eindruck einer der reizvollsten deutschen Gebirgslandschaften neue Werke zu schaffen. Andererseits will man durch regelrechte Aufträge bedeutende Künstler aus dem Reich auf die landschaftlichen Besonderheiten Oberschlesiens aufmerksam machen (der Kreis Pleß hat kürzlich mit einer Prager Künstlergruppe den Anfang darin gemacht). Dem oberschlesischen Theaterwesen, das durch die Gründung von vier neuen Stadttheatern soeben erfreulich bereichert wurde, wird die Aufgabe gestellt, das gesamte Gaugebiet, also auch die theaterlosen, verkehrsmäßig oft nur schwer zu erreichenden ländlichen Bezirke zu erfassen. Diesem gerade aus sprachpolitischen Erwägungen sehr gewichtigen Ziel wird die Errichtung einer Oberschlesischen Landesbühne dienen.

Das bodenständige Kunsthandwerk ist der Industrialisierung fast vollständig zum Opfer gefallen und nur noch in wenigen Kreisen, wie etwa Bielitz und Teschen, lebensfähig. Durch die Einrichtung von Lehrwerkstätten für Töpferei, Spitzenklöppelei, Webkunst, Holzschnitzerei und Kunstschmiedearbeit wird man die bodenständigen Kräfte fördern und gleichzeitig eine neue Grundlage für den Aufbau einer echten Handwerkskultur schaffen. Die Gründung einer Hausrat-GmbH. und eines Musterhauses für Gebrauchsgut unterstützt auf anderem Wege die Pflege einer deutsch bestimmten Lebenskultur.

Eine bisher nur fragmentarisch erfüllte Aufgabe der „Stiftung Oberschlesien" wird es sein, die lebendigen geistigen und schöpferischen Kräfte des Gaues zusammenzufassen und in ihnen die kämpferische Grundhaltung des oberschlesischen Wesens zu bewahren, andererseits aber auch das kulturelle Erbe der Vergangenheit treuhänderisch zu verwalten. Dem letzteren Ziel werden eine literarische Gustav-Freytag-Stiftung (neben der schon bestehenden Eichendorff-Stiftung), sowie lebendige Denkmäler für Carl Maria v. Weber, der in Karlsruhe einen bedeutsamen Teil seines Lebenswerkes schuf, und für den Astronomen Kopernikus dienen, dessen Eltern bekanntlich aus Köpernick, Kr. Neisse, stammen.

Als erste konkrete Tat der „Stiftung Oberschlesien" verkündete Gauleiter Bracht anläßlich der Gründungsfeier die Ausschreibung von drei oberschlesischen Kunstpreisen für Musik, Bildende Kunst und Schrifttum in Höhe von je 10.000 RM. Auf der gleichen Linie einer aktiven Förderung des heimatlichen Kulturlebens liegt der Zusammenschluß der oberschlesischen Dichter, Künstler, Wissenschaftler und Heimatkundler im neugegründeten Annaberg-Kreis. In ihm wird der „heilige Berg" Oberschlesiens, der vor zwanzig Jahren das Blut zahlloser deutscher Freiheitskämpfer getrunken hat, zum Sinnbild für das kämpferische Wesen des Oberschlesiers schlechthin.

Um die oben skizzierten Aufgaben praktisch verwirklichen zu können, kann sich die „Stiftung Oberschlesien" einer Reihe bereits seit längerem tätiger Einrichtungen des öffentlichen Lebens bedienen. Der Oberschlesische Heimatbund, der Kunstverein Oberschlesien, die Eichendorff-Stiftung, der Oberschlesische Museumsverband, der Landesfremdenverkehrsverband und vor allem die Kulturabteilung des Provinzialverbandes stehen ihr für ihre Zwecke in vollem Umfang zur Verfügung. Als wichtigster Träger der Initiative wird vor allem die provinziale Selbstverwaltung in Erscheinung treten, die in ihrem Leiter Landesrat Kate und ihrem Kulturdezernenten zwei überaus rührige Vorkämpfer des deutschen Kulturauftrags in Oberschlesien gefunden und in der Zeit von einem knappen halben Jahr ein ganzes System von eigenen Instituten mit kulturpolitischer Zielsetzung aufgebaut hat. Dazu gehören neben dem Landeskonservatorium in Kattowitz, dem Oberschlesischen Landesmuseum in Beuthen und der Oberschlesischen Landesbücherei in Kattowitz/Beuthen besonders das neugegründete Institut für oberschlesische Landesforschung, dem sämtliche wissenschaftlichen Landesämter der Provinz angeschlossen sind, und zwar das Landesamt für Vorgeschichte in Ratibor, das Landesamt für Volkskunde in Beuthen, das Landesamt für Heimatgeschichte in Teschen, das Landesamt für Heimatkunde in Oppeln und das Landesamt für Rassen-, Sippen- und Bevölkerungswesen in Kattowitz. Nicht minder wichtige Aufgaben haben das Landesinstitut für Bild und Film in Oppeln, das Amt des Provinzialkonservators in Oppeln (vor allem hinsichtlich der Erhaltung des kunstgeschichtlichen deutschen Erbes auf oberschlesischem Boden) und die Landesämter für Handwerks-, Bau- und Landschaftspflege zu erfüllen. Der Provinzialverband ist zum guten Teil auch Träger des heimatlichen Publikationswesens. Zu seinen letzten Erfolgen auf diesem Gebiete gehören die wissenschaftliche Broschürenreihe „Oberschlesien" und die neue Kulturzeitschrift „O. S.", deren erste Folge soeben erschienen ist.

Zahl und Umfang der Planungen erscheinen, in dieser Gesamtheit überschaut, anspruchsvoll, die Ziele weitgesteckt. Indessen stehen hinter diesem großzügigen Wollen die ganze Initiative und Autorität der Bewegung, die Leistungskraft des oberschlesischen Wirtschaftsraumes und nicht zuletzt bei Hunderttausenden der unerschütterliche Glaube an den Auftrag, der diesem Lande von der Geschichte gegeben wurde. Wolfgang Pohl.

Tag der NSDAP. in Krakau

Krakau, Anfang September 1941.

Im Rahmen würdiger Veranstaltungen beging im Monat August der Arbeitsbereich der NSDAP. Generalgouvernement in der fahnengeschmückten Hauptstadt Krakau den ersten Jahrestag der Gründung. Es wurde ein stolzer Tag der Rechenschaft über ein Jahr überaus mühsamen, aber auch sehr erfolgreichen Aufbaues.

Die Partei ist nicht nur Träger der politischen Willensgebung, sondern darüberhinaus auch eifrigster Mittler deutscher Kultur. Daß eines mit dem anderen untrennbar verbunden ist, wird dem Deutschen erst recht außerhalb des Reiches bewußt, wo er inmitten fremden Volkstums zunächst auf sich allein gestellt bleibt. So hat die Partei auch für das Generalgouvernement ihre besondere Aufgabe mit darin gesehen über die Organisation einer straffen Führung der Deutschen hinaus auch eine Brücke deutscher Kultur zu sein, Brücke zwischen Heimat und neuem Einsatzgebiet.

Diese Betreuung hat sich im Verlaufe des Jahres bis in den entlegensten Standort erstreckt. Sie komen auch im Rahmen des ersten „Tages der NSDAP." im Generalgouvernement zum Ausdruck; ja, sie gab ihm mit einem „Festabend deutscher Meister" im Staatstheater des Generalgouvernements den feierlichen Auftakt. Generalmusikdirektor Franz Adam spielte mit seinem NS.-Reichs-Symphonieorchester auf. Die Mitglieder des Orchesters hatten eine kurze Urlaubsspanne unterbrochen, um dem Ruf nach Krakau Folge zu leisten. „Wir sind gern gekommen!" bekannte Franz Adam während einer Unterredung. „Einmal waren wir übrigens auch schon im Zuge unserer ausgedehnten Konzertfahrten auf dem Wege in das Generalgouvernement. Da zwang die Kriegsausweitung nach dem Balkan zur Umdisposition. Es war — wie der Generalmusikdirektor unserem —n.-Mitarbeiter gegenüber nicht ohne einen leisen Ton des Stolzes betonte — das erste Mal, daß eine Tournee nicht verwirklicht werden konnte. Das will bei zehnjähriger Konzerttätigkeit etwas bedeuten. Denn im Rahmen dieses Jubiläums im Einsatz für die nationalsozialistische Bewegung wird im Dezember d. J. das 1500. Konzert gegeben. Natürlich in München, wo auch das erste stattgefunden hat"

In seiner bescheidenen Art erzählt Franz Adam noch einiges über den umfangreichen Reiseeinsatz des Orchesters. Allein im Jahre 1936 gab das Orchester 220 Konzertabende. Während des Krieges hat das Reisen kaum aufgehört, im Gegenteil, die Entfernungen sind mit den Fahrten in die besetzten Gebiete nur noch größer geworden. Den größten Auslandserfolg brachte bisher die Tournee durch Italien im Jahre 1933, die vierundzwanzig Tage währte. In neunzehn Städten fanden neunzehn Konzerte statt. Im Jahr darauf folgte die Gastspielreise durch Ungarn. „Daß wir nun am ersten Jahrestag des Arbeitsbereichs der NSDAP. im Generalgouvernement nach dem schönen Krakau kommen konnten, erfüllt uns mit besonderer Genugtuung!" betont Franz Adam mit aufgeschlossener Herzlichkeit.

Das Konzert des Abends bestätigte diese innere Anteilnahme der Gäste aus dem Reiche an dem Parteitag geschichtlicher Erinnerung. In den zehn Jahren so erfolgreicher Konzerttätigkeit ist Franz Adam seinen Grundsätzen klarer Programmgestaltung, die niemals dem Modegeschmack nachgegeben hat, treu geblieben. Die Zustimmung aus allen Schichten des Volkes, die zahlreichen Dankesbekundungen haben ihm recht gegeben und auch manchen Zweifler davon überzeugt, daß es das Publikum durchaus verträgt, neben Leichtem auch Schweres zu hören, und daß, je größer das Werk ist, auch um so tiefere Wirkung bei ihm erzielt wird. So konnte es Franz Adam auch an diesem „Festabend deutscher Meister" wagen, neben eine großartige Beethoven-Interpretation den Straußschen Walzer zu stellen.

Beethovens Fünfte Symphonie erklang in sorgfältiger und feinfühliger Ausschöpfung aller edlen Schönheiten, die dieses meisterhafte Werk in seiner Klarheit aufweist. Besonders prächtig gelangen die Steigerungen des Scherzo und Allegro. Richard Wagners „Meistersinger"-Vorspiel folgte die Ballett-Suite von Max Reger. Sechs fröhlich-bewegte Sätze leiteten zu leichterem Charakter über. Mit beschwingtem Temperament erklang der Kaiserwalzer von Johann Strauß. Für den stürmischen und herzlichen Beifall dankte Franz Adam mit dem flotten Radetzkymarsch.

War dieser Auftakt für den ersten Parteitag im Generalgouvernement für Dirigent und Orchester schon eine schöne Verpflichtung — wie der Generalmusikdirektor beim Empfang durch den Beauftragten für die Stadt Krakau, Präsident Pavlu, betonte, so wurde dem Orchester mit der ersten Gastspielfahrt nach der Hauptstadt des neuen Distriktes Galizien, nach dem deutschen Lemberg, noch eine kulturelle Sondermission zuteil. Zum ersten Male spielte damit nach langer Zeit wieder ein deutsches Orchester in der alten Hauptstadt Galiziens zu einem deutschen Konzert auf. Webers „Freischütz", Schuberts „Unvollendete" und Wagners „Tannhäuser"-Vorspiel wies das Programm auf. Nach der „Lyrischen Suite" von Grieg bildete auch hier der Kaiserwalzer den heiterbeschwingten Abschluß. Er wurde an solcher geschichtlichen Stätte früheren österreichischen Machtbereiches mit besonderem Jubel aufgenommen. Aber auch dem Dirigenten und dem Orchester ist mit dem Krakauer dieses Lemberger Konzert zu einem unvergeßlichen Erlebnis geworden.

Im Zeichen kultureller Förderung standen u. a. auch die Darbietungen der deutschen Jugend des Generalgouvernements anläßlich des ersten Parteitages in diesem neugewonnenen Ostraum. Zeugten schon die Vorführungen des auch hier überall von der deutschen Jugend mit Begeisterung aufgenommenen BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit" von wertvoller Kulturarbeit, so war darüber hinaus eine Morgenfeier der Hitlerjugend im Staatstheater des Generalgouvernements auf die große geschichtliche Aufgabe erneuten deutschen Kultureinsatzes im Osten abgestellt. In ihrem feierlichen Rahmen wurde zum ersten Male das Lied der HJ. im Generalgouvernement angestimmt. Der Text stammt von Adolf Paul Großmann:

Einst zogen die Väter nach Osten
Und nahmen das Land untern Pflug,
Daß reicher die Saaten entsproßten
Den Äckern an Weichsel und Bug.
Verstreut in den östlichen Weiten
Verblieb ihnen dennoch der Traum,
Mit Kindern und Enkeln zu reiten
Nach Deutschlands gesichertem Raum.

Sie zogen mit Rossen und Wagen
Und führen in Deutschland den Pflug.
Wir aber, wir Jungen, wir tragen
Die Wimpel des Reichs bis zum Bug.
Verstreut in den östlichen Weiten,
Erringen wir neu diesen Raum,
Sind, wo wir auch rasten und schreiten,
Verbrüdert mit Erde und Baum.
Das Land mit dem Geist zu durchdringen,
Erging an uns alle der Ruf.
Und strahlend wird endlich gelingen,
Was keiner noch vor uns erschuf.
Verstreut in den östlichen Weiten,
Gestellt zwischen Weichsel und Bug,
Erfüllen wir kommenden Zeiten,
Was einstmals begonnen der Pflug.

Adolf Paul Großmann schreibt zu seinen Worten selbst: Landschaft, erfüllt mit einem Lied, geht uns rascher und nachhaltiger über die Sinne ins Bewußtsein ein als ein Stück Erde, das ohne Sang für unser Ohr vor unseren Augen liegt. Das Lied einer Landschaft bereichert die Vorstellungen, belebt die Gefühle, beflügelt den Fuß, stellt den Menschen freudig in das vielfältige Leben der Natur und läßt ihn tatenfroh in den Werktag zurücktreten. Dieses neue Lied ist zwischen Weichsel und Bug entstanden und soll in unserer Jugend das Bewußtsein auslösen, in einen Raum gestellt zu sein, in dem Tausende von deutschen Familien oft unter schwierigsten Verhältnissen gelebt und gearbeitet haben, der durch den deutschen Soldaten in das Hoheitsgebiet des Deutschen Reiches eingegliedert wurde, und der, reich an Problemen und Aufgaben, der Erfüllung all dieser Aufgaben harrt."

Hans Tenschert hat eine schlichte, einprägsame Marschmelodie dazu geschrieben. Vom Parteitag ausstrahlend, wird dieses Lied der HJ. im Generalgouvernement bald in allen Distrikten erklingen als ein jugendfrohes Bekenntnis zu Heimat und Volk, zum deutschen Osten.

B. H. Hirche.

DANZIG
GOTENHAFEN



Der deutsche Großhafen

von weltbekannter Leistungsfähigkeit



BUGSIER-

REEDEREI- UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38

SCHLEPPSCHIFFAHRT, BERGUNGEN

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst

Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier"

